

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 47

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Eckart Kleßmann

## Lesebuch

Zusammengestellt und  
mit einem Nachwort  
von  
Eckart Kleßmann



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 47

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen  
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der  
LWL-Literaturkommission für Westfalen  
von Walter Gödden

Band 47

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.  
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne  
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede  
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen  
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des  
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag  
© 2015 Nyland-Stiftung, Köln  
ISBN: 978-3-8498-1090-0  
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster  
Druck: docupoint, Barleben  
Printed in Germany

## Inhalt

|                                 |    |
|---------------------------------|----|
| Variation                       | 11 |
| Windrose                        | 12 |
| Lob des vergänglichen Fleisches | 13 |
| Ancien Régime                   | 15 |
| Henry Purcell                   | 16 |
| Mittag                          | 17 |
| Strand                          | 19 |
| Gestrandeter Segler             | 20 |
| Südlicher Hafen                 | 21 |
| John Dowland                    | 22 |
| Claude Lorrain                  | 23 |
| Park                            | 24 |
| Spieluhr                        | 25 |
| Schloß Arenenberg               | 26 |
| Herbst                          | 27 |
| Sepiazeichnung                  | 28 |
| Morgen                          | 29 |
| Tod                             | 30 |
| Schiffslände                    | 31 |
| Alter Mann                      | 32 |
| Alte Frauen                     | 33 |
| Die alten Zimmer                | 34 |
| Sonntagnachmittag               | 37 |
| Im Januar                       | 38 |
| E.T.A. Hoffmann beim Fenster    | 39 |
| Oktober                         | 40 |

|  |     |
|--|-----|
| Tombeau de Maurice Ravel                 | 41  |
| Johann Sebastian Bach im Herbst          | 42  |
| Heimkehr der Schiffe                     | 44  |
| Dezember mit Spinett                     | 45  |
| Anselm                                   | 46  |
| Telemanns Garten                         | 48  |
| Vom Dichter Brockes                      | 51  |
| Winterwild                               | 56  |
| Frühsommer 1945                          | 57  |
| Serenata Notturna                        | 58  |
| Das Fräulein – Vierzehn Daguerreotypien  | 59  |
| Auf den Tod einer Infantin               | 69  |
| Sterblich sein                           | 72  |
| Bäume vorm Abflug im Herbst              | 73  |
| Zu bedenken                              | 74  |
| Kalenderblatt                            | 75  |
| Bäume schwebend                          | 76  |
| Vermutlich                               | 77  |
| Winter kommt                             | 78  |
| Wintergespinst                           | 79  |
| Annette im Weinberg                      | 80  |
| Morgengrauen                             | 83  |
| Guckkasten                               | 87  |
| Ein Brief                                | 89  |
| Sommerlicher Regen                       | 91  |
| Regenspur im Schnee                      | 92  |
| Hoffmanns Uhr                            | 93  |
| Der Dichter spricht. Eine Daguerreotypie | 96  |
| Im Regen                                 | 100 |

|                         |     |
|-------------------------|-----|
| Erster Schneefall       | 102 |
| Winterliches Jagdschloß | 103 |
| Verschneite Kapelle     | 104 |
| Lied im Schnee          | 105 |
| Smaragddrache           | 106 |
| Musik unter der Kuppel  | 107 |
| September gemalt        | 108 |
| Sterndeuter             | 109 |
| Alter Poet              | 110 |
| Illuminierter März      | 111 |
| Lied für den Herbst     | 112 |
| Deiner gedenkend        | 113 |
| Meerfahrt der Heiligen  | 114 |
| Verbrannte Kirche       | 115 |
| Alter Schreiber         | 116 |
| Namenloser Maler        | 117 |
| Quartett d-moll         | 118 |
| Telemanns Testament     | 119 |
| Gotische Kapelle        | 120 |
| Musik in der Krypta     | 121 |
| Im Münster zu Doberan   | 122 |
| Süddeutscher Friedhof   | 123 |
| Vermeers Frauen         | 124 |
| Marginal                | 125 |
| Mai                     | 126 |
| Juni                    | 127 |
| Juli                    | 128 |
| Gotische Rosette        | 129 |
| Musik im Schloß         | 130 |

|                            |     |
|----------------------------|-----|
| Abends                     | 131 |
| Landschaft bei Bengerstorf | 132 |
| Epitaph                    | 133 |
| Flaute                     | 134 |
| Alpin                      | 135 |
| Schmelze                   | 136 |
| Zeitvoll                   | 137 |
| Vergeblich                 | 138 |
| Ein Morgen                 | 139 |
| Erwartend                  | 140 |
| Für Henry Purcell          | 141 |
| Burgundischer Gobelin      | 142 |
| Altwerden                  | 143 |
| Mag sein                   | 144 |
| Erdkreis                   | 145 |
| Weit                       | 146 |
| Altsein                    | 147 |
| Greise Frühe               | 148 |
| Vor dem Gewitter           | 149 |
| Leben                      | 150 |
| Herbst im Hafen mit Dürer  | 151 |
| Alternder Maler            | 152 |
| Zeitlich                   | 153 |
| Wunsch                     | 154 |
| Versiegelt                 | 155 |
| Bergwärts                  | 156 |
| Adriaen Coorte malt        | 157 |
| Sonntag mit Rameau         | 158 |
| Ich weiß                   | 159 |



|                        |     |
|------------------------|-----|
| Zeit                   | 160 |
| Jagdzeit               | 161 |
| Anmerkungen            | 162 |
| Nachwort               | 166 |
| Vita und Publikationen | 173 |



*Eckart Kleßmann 2012, Foto privat.*

Variation

*iamque ministrantem platanum potantibus umbras*  
VERGIL

Platanenlaub, Schattenlied  
Blauer Lazerten,  
Wein, der dem Fels entflieht,  
Wind aus den Gärten,  
Glüht in den Krügen nach,  
Brennt auf dem Tisch.

Vers, der vom Mittag trinkt,  
Eh ihn die Nacht berauscht,  
Vers, der das Jahr durchdringt,  
Herzschlag des Sterns belauscht,  
Vers, den die Erde sprach:  
Hymnus aus Honig, Wein, Brot und Fisch.

1958

## Windrose

Komm und laß uns Zelte aufschlagen unterm  
Sternfall einer Windrosenlichtung, deren  
Dornenschauer Richtungen öffnen: Orte,  
Darin wir leben.

Unbestimmt verirrt sich das Auge, auch die  
Zielkraft angespannter Gefühle: langsam  
Welken, gleiten, stürzen sie aus den Händen –  
Wer wird uns deuten?

Was wird andres, Windrose, bleiben als die  
Spiegelschrift der einmal gesetzten Zeichen,  
Ungefähr umzirkelte Satzung, deren  
Ordnung wir ahnen?

Botschaft zwischen Dämmerung und Nacht, die Tränen  
Aus der blutgefügtten Musik, Begegnung  
Nur von Schlaf zu Schlaf und im Traumgehölz, voll  
Weisheit des Sternbilds –

Und ein Trommelsolo von Worten aus des  
Anfangs Sprache, Sprache des Endes. Aber  
Ungelöst verharren die dunklen Rätsel:  
Windrosenahnung.

1959

## Lob des vergänglichen Fleisches

Schön ist die Frühe, wenn sie die kühlen Wasser umnebelt,  
Schön wie das Muschelhorn des Tritonen,  
Da es die traumerlösten Leiber der Schlafenden feiert  
Mit dem Echo erwachender Brandung.

Glatt und trocken reckt sich das Fleisch, da die Feuchte  
verflogen,  
Und in den neuerschaffenen Händen  
Schmiegt ein Stein sich mit Purpurgeäder; bläuliches Dickicht  
Streift die Füße wie knisternde Zinnhaut.

Süß ist der Duft der schlammigen Häfen unter dem Südwind,  
Grünliche Flamme der Fäulnis wabert;  
An den Rändern verschilfter Buchten quirlen die Brände.  
Weiß glänzt der Bauch gestrandeter Fische.

Wohl zersplittert das Klirren der Waffen unseren Himmel,  
Schreiend stürzen die Raubvögel abwärts,  
Und der Horizont ist gespalten von allzuviel Reitern:  
Maßlos rüstet das Land zum Verderben.

Aber dennoch ergibt sich das Fleisch geschmeidig im Feuer,  
Glühend unter den rüttelnden Schauern,  
Noch im Vergehen rühmt es dankbar die schwindende Erde,  
Der es sich tief und zuckend verschleudert.

Bebend verschluchzt es sich an den niederstoßenden Blitzen,  
Blut will zu Blut, und jegliche Frühe

Wird die Zeichen der sengenden Lohe niemals vertilgen,  
Erst die endlose Nacht sie verlöschen.

Lob sei darum dem Holz, das sich biegend wandelt in Schiffe,  
Allem Geschöpf, dem kein Bleiben sicher,  
Rühmlich der schwarze Hengst, der in steiler Flamme  
emporsteigt,  
Zitternd beim fernen Wiehern der Stute.

Erde dürstet nach Fleisch, und das Fleisch ersehnt sich die Erde,  
Nur der Vers, diese erzene Ordnung,  
Gibt ihnen Dauer, wehrt dem zu schnellen, müden Erliegen,  
Nimmt die Schmerzen den weißen Gebeinen.

Sei das Flüchtige allen Lobes gewiß! – Warum füllen  
Unsere Augen sich dann mit Trauer,  
Wie sie schwarzblau genächtigt in den Vergilischen Versen,  
Daß nur im Vers das Fleisch überwintert?

1960

## Ancien Régime

Horntrioen, porzellanen,  
Zartes Glockenspielgeläute,  
Schmale braune Windspielmeute  
Würgt die Reiher und Fasanen.

Puderschnee auf grünen Röcken  
Widerspiegelt in den Teichen,  
Vogelblut zerfließt zu weichen  
Ornamenten ohne Schrecken.

Feuerwerke, Wasserspiele,  
Menuett und Gigue vertollen,  
Schüsse aus der Ferne rollen  
Todesbitter durch die Kühle.

Trommeln gehn das Fest zerschmettern,  
Andre Jäger sind geladen,  
Andres Blut rinnt in Kaskaden  
Rauchend von erhöhten Brettern.

1961

Henry Purcell

Es werden Stimmen übers Wasser tasten,  
Verstörter Einklang, der die Nebel lichtet,  
Zerfetzt im Takelwerk, gespießt von Masten,

Von Türmen überschattet, kaum gesichtet  
Das aschenfarbne Land im Regengitter,  
Gestürztes Laub, von keinem Herbst gerichtet –

Äneas, Dido: Mund, von Abschied bitter,  
Von Leib auf Leib, von Küssen, schwarz erschauernd  
Im Taumel blitzgesättigter Gewitter:

Gezeiten, Tage, halkyonisch trauernd,  
Kaschemmenchor, der in die Ausfahrt mündet,  
Leichtherzig seinen Übermut bedauernd:

Trompetenblitz, der Paukennacht entzündet,  
Pavanenschwermut, sanftem Licht verbündet.

1962



## Mittag

Mittag des ungezähmten Bluts, dem Wasser entstiegen,  
Mittag des preisgegebenen Fleisches:  
Wenn seine Stunde gekommen, duckt sich das Meer in die  
Klippen,  
Und eine Stille sänftigt die Brandung;

Mittag, der mit den Feuern die Haut und den Pulsschlag  
entzündet,  
Mittag, der die Dünung beschwichtigt,  
Ihren neptunischen Groll bezwingt mit gläsernen Fesseln,  
Deren spöttisches Klirren den Wind höhnt;

Mittag, der die Kraft eines schwarzen Hengstes in Erz schlägt,  
Mittag des entfesselten Aufbruchs,  
Wenn die Konturen im Schattenduell sich fechtend  
verschmelzen,  
Ungestüm im verbündeten Zweikampf:

Da sich das unterworfene Fleisch dem Feuer entriegelt,  
Irdisch erlöst aus erzwungnem Exil und  
Taumelnd von verwandeltem Blut, das sich willenlos hingibt  
Dem wiederholten zeitlichen Sterben.

Mittag, der im Zenit das Vergängliche grenzenlos feiert  
Und den Ton des Muschelhorns rötet,  
Prahnd in bronzener Nacktheit zerfetzt er die Nebel der  
Frühe,  
Bündelt das Licht, um die Küsten zu blenden;

Mittag, der die Gestirne achtlos verbrennend sich opfert  
Und ihre Asche dem Abend zurückläßt:  
Noch sind die Schreie, die flügeln zärtlich über den Dünen  
Bis zu den Säulen schneeigen Lichtes;

Schwebende Feuer, die sich im Fluge tödlich erschöpfen,  
Einer dunkelnden Kühle mischen,  
Das ermüdet dämmernde Fleisch vergessen zu lassen  
Nach dem Triumph den ikarischen Absturz.

1963

## Strand

Hier färbt des Nachts die Küsten ein Traumgespinst:  
Matrosen, längst ertrunkene, schlagen sich  
Metallnes Echo aus den Molen,  
Silbernes Handgeld empfängt die Brandung.

Zerbrochne Shanties, niemals vernommene,  
Begrüßen abschiedsbitter den Morgenwind;  
Die Frühe trägt die reine Nacktheit  
Über den Sand vor erloschnen Augen.

Bevor ihr Blut die gläsernen Wellen schmilzt,  
Entfällt die letzte Karte der bleichen Hand;  
Von schwarzen, glattgeschliffnen Steinen  
Hebt sich das Schweigen: ein weißer Mastbaum.

1963

## Gestrandeter Segler

An seinem ungestalteten Einst, als Schlaf  
Und Schwermut sein gezeichnetes Fleisch gereift,  
Erprobten traumgeschliffne Waffen  
Schwärzliche Einhörner aus den Schluchten.

Doch sangen weiße Einhörner im Gehölz  
Bei seinem Eingang in die Verwandlungen  
Des Windes, Wassers und des Salzes  
Und der geläuterten Kraft des Erzes.

Mit Reiherflügen maß sich sein Ungestüm,  
Vertauschte Klarheit gegen den Überschwang;  
Zerschlitzt von Arglist spitzer Klippen  
Wünschte sein Leib sich den Schlaf des Waldes.

1963

## Südlicher Hafen

Der Mittag sengt die Geometrie des Raums,  
Geviert der Wasser, Masten und Ladungen  
Mit ungebrochenen Lichtreflexen;  
Weiß fällt sein Atemwind auf die Barken.

Gelöscht sind Lasten: Ballen mit Traumgespinst,  
Geheime Süchte, Kisten voll Hoffnungen,  
Verzollt die Bündel mit den Versen,  
Die von verbotenen Küsten stammen.

Terrassen steigen zögernd zum Meer hinab,  
Gekrümmt, gealtert in der Verlorenheit;  
Von ausgetretenen Stufen flackert  
Bleiches Gewitter der Tuberosen.

1963

## John Dowland

Die Schmerzensschreie siebenfach umschrieben,  
Den eignen Namen unter Klangkonturen  
Im Niemandsland, das Lächeln ausgetrieben,

Versteinte Bitternis der Partituren,  
In Stimmen, die das Leben überleben  
Und niemals die Entschlüsselung erfuhren:

Exil, das sich der Heimkehr stets begeben,  
Begrenzt von Türmen, aus Musik geschichtet,  
Aus deren Schritten sich die Schatten heben:

Die Heiterkeit im Schweigen hingerichtet,  
Zerrissenheit den Formen zugemutet,  
Mit Tränensalz die Hoffnungen vernichtet:

Geschwärzter Strand, von Trauer überflutet,  
Verstumte Klanggestalt, in Nacht verblutet.

1963

Claude Lorrain

Vergilisch überglänzte reine Frische:  
Bereit sind Schiffe, Buchten, Hügel, Brücken  
Dem honigfarbnen Licht, daß es sich mische

Septemberlich geklärten Augenblicken,  
Gekühltem Abglanz, morgendlich entschwebend,  
Und ausgeprägt zu gläsernem Entzücken,

Darin die Bäume, weißen Hauch verwebend,  
In irdischer Verklärung sich gestalten,  
Dem leichten Windstoß zugetan, erbebend

Zu Laub gemünztes Gold im Licht entfalten,  
Gespiegelt zum Gewölk emporgestiegen,  
Verschmolzen den gemilderten Gewalten,

Die willig den Verwandlungen erliegen,  
In denen sie sich luftverwurzelt wiegen.

1963

## Park

Hat hier je Watteau gezeichnet,  
Couperin Musik entworfen?  
Diesen Wegen sind die Schneisen  
Von Le Nôtre ein Geheimnis,  
Und die bloßgestellten Bäume  
Auf dem nivellierten Rasen  
Wissen nichts von Claude Lorrain.

Die durch die Alleen ziehen,  
Marschtritt in den Kies zu kerben,  
Loben diese neue Freiheit  
Vor gerodeten Bosquets.  
An den Weg gezerrte Grazie  
Blickt versteint ins Regellose:  
Denkmal eines toten Kranichs.

1964



## Spieluhr

Glockenspiel aus Fayence kühlt den Triolenschwarm,  
Summend löst sich im Licht alterndes Bienengold;  
Eine Stundenkadenz: zierliches Rigaudon,  
Das ein Chronos bewacht unter dem Glasgewölb.

Uhrwerk, das ohne Zeit Ablauf der Zeiten mißt,  
Und das Sterbegeläut im Rigaudon maskiert;  
Federspiel aus Metall, divertimentoleicht,  
Sanft gerädert zerspringt Stunde und Stundenglas.

In Kaskaden zerschellt, was die Epochen trennt,  
Pavillons, Pelotons, Bühne und Blutgerüst;  
Was den Taktschlag bestimmt, hat im Parlando Raum:  
Rigaudon und Countdown. Rückläufig spult das Rad.

1964

## Schloss Arenenberg

Lavendellau das Zeltdach im Salon,  
Epochen aufbewahrt *en miniature*.  
Hortensien blühen immer noch im Garten:  
Aus grünen Büchern drängt ein welker Ruhm,  
Versiegelt seinen Staub im Secretair.  
Geschlagne Stunden altern in Pendülen,  
In Memoiren repetiert sich Zeit.

1965

Herbst

Oktober:  
Verzettelt  
Zu faulem Laub.  
Verbittert  
Sagt die Luft  
Ach.  
Erinnerter Sommer  
Aus schwarzem Achselhaar.

1968

## Sepiazeichnung

Eines Mannes Rücken  
Im geöffneten Fenster;  
Silhouette am lavierten Himmel.  
Vorgebeugt  
Zum Fluß und zum Wald,  
Abgekehrt  
Vom verdämmernden Raum.  
An der Wand  
Der Schatten Undines.  
Abgekehrt.

1968

## Morgen

Ein Morgen  
Als hätte ihn  
Runge gemalt  
Von den blanken  
Brüsten Auroras.  
Deine kühle,  
Zärtliche Haut.  
Forellenblau  
Sammelt sie  
Zögerndes Licht.

1968

## Tod

Diese zierlichen  
Vogelskelette.  
Fossile,  
Von Blei gesprenkelt.  
Aus der Ferne  
Mag Tod  
Federleicht sein.  
Vielleicht auch  
Ästhetisch.  
Wenn eine Schneeflocke  
Hinschmilzt:  
Wie schön.

1968

## Schiffslände

Wer immer hier anlegt,  
Wer immer hier löscht:  
Der Seewind hat abgemustert.  
Möglich, daß seinetwegen  
Quarantäne verhängt wird.  
Septembormorgen.  
Blau von Bitternis.  
Sir Francis Drake  
Beweint seinen Ruhm  
An Land.

1969

## Alter Mann

Die Risse im Holz der Parkbank  
Vergleicht er denen in seinen Händen.  
Verständigung ist eine harte Lektion,  
Er orientiert sich an seiner Jugend.  
Die Mühsal des Überwintern  
Überforderte längst seine Kraft.  
Worauf er noch wartet hat er vergessen.

1970



## Alte Frauen

Sie stimmt es zufrieden,  
Wenn ihre mürben Zungen  
Kinderhemdchen bereiten.  
Der Geschmack des Kaffees  
Ist auch nicht was er mal war.  
Diese Bälger von Enkeln: Trophäen  
Bestandener Existenz. Genannt Erfüllung.

1970

## Die alten Zimmer

I.  
Überwintern im Fleisch,  
Wenn der Regen  
Auf dem Feigenbaum  
Unterm Fenster  
Chopin präludiert.  
Reinliches Mobiliar  
Bei kaltem Kachelofen.

II.  
Der Blick hangabwärts,  
Wenn der Septemberwind  
Die Olivenbäume krault,  
Zu schaumiger Brandung aufquirlt.  
Der Kupferstich an der Wand.  
Auf einmal liegt wieder  
Das Königreich Böhmen am Meer.

III.  
Auf dem Bord eingestaubt  
Die blaubemalte Spanschachtel  
Mit Blumen in Rot und Orange.  
Eine Husarenschwadron aus Zinn  
Kommt aus der Kindheit getraht;  
Sie kehrt heim in die Remisen  
Eines kolorierten Sticks.

IV.  
In gesprungener Vase  
Überstehen künstliche Blumen;  
Die natürlichen wird es  
Bald nicht mehr geben.  
Ich erinnere mich auf dem Papier  
An den Duft deines Körpers  
Wie einer Daguerreotypie.

V.  
Zum Leben verurteilt  
Gestehe ich, gebe zu Protokoll:  
Ich habe mich der Gegenwart entzogen,  
Ich bin der Vergangenheit treu,  
Ich werde der Zinnsoldat sein,  
Einbeinig und geträumt  
Von einer Tänzerin aus Papier.

VI.  
Sieben Jahre war ich alt,  
Da bin ich leibhaftig  
In einer Postkutsche über Land gefahren.  
Schwarz-Gelb der Kasten mit  
Lenaus Postillion auf dem Bock.  
Die blauen Polster habe ich  
Seither nicht mehr verlassen.

VII.  
In alten Zimmern  
Lebt man mit Schatten.  
Das Radio vergrößert  
Meine Einsamkeit, da es  
Deine Stimme nicht sendet.  
Überwintern im Fleisch, ach,  
Wo nur der Vers überwintert.

1973

## Sonntagnachmittag

Betrachten wir die Flußdampfer,  
Die ins Leere fahren,  
Als Ansichtskarten.

Das blecherne Turmgeläut  
Sprüht Tauben  
Über den Asphalt,

Wenn das Kirchenportal  
Kichernde kleine Mädchen entläßt.  
Stufen schmelzen in uns ab

Auf einem Platz,  
Der selbst von Engeln  
Nicht mehr angefliegen wird.

1973

Im Januar

Elstern-Noten. Einige Takte  
Bläst Münchhausens Horn  
Unter Schneeflocken.  
Eine Eisblumenverkäuferin  
Scheint der schwarzen Köchin  
Wie aus dem Gesicht geschnitten  
Beim Pizzicato eines Streichquartetts.

1974

## E.T.A. Hoffmann beim Fenster

Berlin wird ihm Rom.  
Der Blick auf Venedig  
Geht über die Spree.  
Vom Eckfenster sieht er  
Prinzessin Brambilla.

Vor den Augen des Äpfelweibs  
Maskiert sich Undine  
Mit der Stimme der  
Niemals erkannten Geliebten.

»Mein mütterliches Grün.«  
Aber das Rückenmark trocknet.  
Nur die Zunge bewegt sich  
Unterm Diktat. – Im Sterben  
Dreht er sich wortlos zur Wand.

1976

## Oktober

Quintett mit Horn Es-dur.  
Die Partitur aus Blattgold hinterlegt.  
Die Sechzehntel auf rotem Ahornbrand  
Punktiert mit schwarzen Sprenkeln:  
So fließt der Abend ins Fagott.  
Laubthaler rollen, frischgeschlagen,  
Da zahlt der Herbst sich aus.

1980



## Tombeau de Maurice Ravel

Ein ganzer Sommer voll künstlich schlagenden  
Nachtigallen und balzenden Automaten;  
Quecksilbrig zwitschern die Uhren  
Zum Menuett gravitätischer Silhouetten,  
Rein intoniert von Flöte und Teekessel.  
Die Zeche bezahlt mit Katzensilber,  
Das sich im Mondfrost schnurrend ausmünzt.

Landschaften wie Zitate aus Märchen Perraults,  
La Belle et la Bête, Zärtlichkeit artifiziell,  
Sprungfedern begeistern klopfende Herzen.  
Die auf den Flügel gebreitete Marionette  
Entbietet Couperin aufgedreht scherzende Reverenz  
Mit artig gespreiztem Spielwerk,  
Einer zierlichen Vagina aus Email.

1980

## Johann Sebastian Bach im Herbst

Am Abend, da es kühle ward.  
Das Fugato aus Regen, Gewölk und scheidendem Licht.  
Eine Tür fällt ins Schloß, und der Widerhall  
Schießt im Gewölbe zusammen.  
Auf der Orgelbank diesen Regengeschmack,  
Den Modergeruch, ich trete ihn nieder  
Mit dem Pedal de profundis.

Bestelle dein Haus.  
Und die Blasbälge schlürfen  
Alles was Odem hat  
In die gemischten Register.  
Die beflügelten Sechzehntel  
Über dem Orgelpunkt sammeln sich  
Für die Flucht vor dem Winter.

Es ist der alte Bund  
Der befiederten Partitur mit den  
Schwarzen Krähen im kommenden Schnee,  
Geistbeflügelt im Frost, schattenlos  
Wie der Raben Kehllaut  
Aus dem angerissenen Anschlag.  
Ich habe genug.

»Ich habe bitteres Wasser getrunken,  
Doch es hat mich gestillt.«  
Der erste Rauhreif auf der Perücke.  
Die letzten Jahre vergangen

Im tönenden Schweigen  
Aus Zahl und Figur.  
Es ist genug. – Du hast es gewußt.

Zu ordnen, was noch geblieben,  
Hinter verdüsterten Fenstern,  
Die Regenchöre rufen's dir zu  
Aus dem Hechtgrau der Gamben und Flöten,  
Das Jahr con sordino instrumentiert,  
In dem sich die Engel besprechen.  
Ach, schlage doch bald.

Die erbetene Kraft für den Schlußstrich:  
Bis hierher hat mich Gott gebracht,  
Nichts war umsonst getan, nichts vergebens,  
Nichts, was erlitten, beweint, ist verloren.  
Es fällt mein Auge der Nacht anheim  
Und will die ersehnte Vollendung  
Nicht seinem Licht mehr vergönnen.

Streu's in den Wind, in den Regen,  
Es wird dich nichts mehr berühren,  
Streu's in den Morgen des letzten Tages,  
Er wird dich tränenlos finden.  
Wenn du gerufen, wird unter den Pauken  
Dein Name im Kontrapunkt verhallen:  
Am Abend, da es kühle ward.

1980

## Heimkehr der Schiffe

Einige Wörter im Mund vorgewärmt,  
Durchspült die fauligen Zähne mit Schnaps,  
Während Geister kichern in Hölzern und Tuch.

Rotgoldner Salut übers Wasser gerollt  
Vor dem Perlmutter des doppelten Spiegels,  
Wenn die Höhe ausbleicht, sternscheinig.

Seht, wir sind angekommen auf diesen Planken,  
Muschelgefährdet der Kiel, umgarnt  
Von der Meermädchen Zischelgeschwätz,  
Doch sind es die alten Träume nicht mehr,  
Nichts blieb wie es war.

Nichts wird wieder so sein. Nur die Heimat  
Glänzt ungealtert und weiß es noch nicht.  
Kleiner geworden, sehr klein, duckt sich  
Der Hafen, geht den geschäftigen Gang  
Und nimmt keine Sehnsucht in Zahlung.

Quarantäne verhängt über Jahre,  
Erfahrungen unverzollt,  
Die Hoffnung hat abgemustert.

Heimkommen. Vertraute Sprache,  
In der einer den andern nicht mehr versteht.

*für Willem van de Velde*

1981

## Dezember mit Spinett

Der Rabenlaut, schwarzsattend überm Schnee,  
Vom Gegenschnee geblendet, nur Legende.  
Ausgerissen die Feder, angerissen der Kiel.  
Und jemand sprach vom Eis, das trug  
Die Hoffnung weit über den See,  
Flügelnd im Funkenflug.  
Scarlatti, Scarlatti.

1981

## Anselm

Die Amseln, die Amseln, ruft Anselm, die Amseln! Ihre Farbe ist ganz ungehörig, schwarz mit gelben Schnäbeln. Glauben denn diese Gelbschnäbel wirklich, sie könnten ungestraft die Farben derer von Thurn und Taxis – nämlich Schwarz-Gelb – nachahmen, ohne sich um die schöne Pflicht derer von Thurn und Taxis zu kümmern, die schöne Pflicht der Postbeförderung? Dabei, sagt Anselm, hat eine Amsel doch kürzlich ein Brieflein im Schnabel getragen, von der Liebsten einen Gruß, ohne nach dem Postmonopol zu fragen, von dem diese törichten Schwarzen wohl nicht einmal etwas ahnen. Wie sagt doch der Dichter so richtig:

*Kaum hat der Mai die Hecken grünversiegelt,  
Hat ein Komet im Siegel sich gespiegelt.*

Und wissen Sie, ruft Anselm aufgebracht, was dann passiert? Der Komet zerschmilzt das Siegel, und gelber Lack tropft über den feuergeschwärzten Taxus. Da haben Sie es! Es ist die Anmaßung jener, die nicht vom Hause und Geschlechte derer von Thurn und Taxis sind und glauben, allein ihr Aufenthalt berechtige zur Amtsanmaßung, obwohl doch das Amt längst die amtliche Bezeichnung Eibe eingeführt, Eibe wie Eibrief, Eibe mit Weibe sozusagen, wenn Sie wissen, was ich meine.

Und dann, sagt Anselm, hat man den Taxus scharf taxiert. Zuerst im Grünen, da war er amtlich grünversiegelt mit einem Doppelkuckuckskopf. Dann im Schwarzen, vom Kometen verbrannt, aber die Trauerfarbe war Trug, sie trug nämlich dazu bei, der Farbe zu trauen als einer von Thurn und Taxis. Und weil sie einen Nistkasten überm Taxus bewohnen, dessen Taxameter die gelegten, vor allem aber die ungelegten Eier anzeigt, verlegen sich die Amseln auf den Betrug mit Thurn

und Taxis, betrug doch ihr Schwindel nur drei Buchstaben, von denen zwei gefälscht und einer getürmt war, zu Thun am See im Thurgau will man ihn gesehen haben.

Was also folgt daraus, fragt Anselm. Es folgt: Den Amseln ist nicht zu trauen. Und zu seiner Freundin Selma sagt Anselm: Hebe dich hinweg, du Schönste unter den Mädchen von Erin, denn nun weiß ich, daß du nur eine verkehrte Amsel bist, von Taxus und Turm. Wie konnte ich nur trauen auf deine Bernsteinaugen unter schwarzem Gelock? Gelockt hast du mich damit nur, gelockt zu den Gelbschnäbeln, falsche Amsel-Selma, vertrackte Silbenstecherin du, doch dein Anselm hält seinen Schnabel für Thurn und Taxis zu Thun am See im Thurgau.

Aber dies wird ihm verleidet, denn eben dort, im Goldenen Rappen ausgerechnet, lernt er den alten Münzjuden Meyer Amschel kennen, und der trägt, mag man es glauben, zum schwarzen Kaftan ein gelbes Tüchel. Dem Anselm ist daraufhin angstgeworden, und er sorgt sich seither um das Ansehen der Amseln im Ausland. Dort sollen die Thurn und Taxis schon ausgestorben sein.

Eine klare Entscheidung, sagt Anselm zu Meyer Amschel bei einem Glas Müller-Thurgau vom Amselfeld. Eine klare Entscheidung, wie es sich für eine große Familie immer noch ziemt.

1981

## Telemanns Garten

Wenn die Septembersonne nachmittags seinen fünfundachtzigjährigen Rücken wärmt, dann glaubt er zuweilen in den Wolken über Hamburg das Licht aus den Bildern Claude Lorrains gespiegelt zu sehen. Es ist jenes bernsteinfarbene Leuchten, das er selbst so oft mit den Holzbläsern gemalt hat oder mit dem Bienengesumm der Gamben, mit denen er eine Partitur grundierte, ehe er die Flöte darüber ausschrieb.

Mit fünfundachtzig Jahren ist er älter geworden als Claude, der die Augen schloß, als er die seinen aufschlug. Das Altwerden ist eine Last. Wohl ist der Geist noch so rege wie ein stetiger Springquell, und es mangelt ihm nicht an Inspiration, es mangelt auch nicht an der ordnenden Klarheit, das vor dem Licht Stäubende zu ordnen und in die Figuren der Notation zu kanalisieren, in den Hauptstrom, gespeist von so vielen Nebenflüssen, und das Licht tönen zu lassen aus der Vielzahl der Instrumente.

Aber der mürbe Leib ist unwillig. Die steifgewordenen Finger wollen nicht immer die Feder mehr halten, und die Augen, vom inneren Licht getrübt, sehen oft nicht mehr den Weg, den die Feder beschreitet.

Altwerden ist eine Last, wenn Geist und Leib auseinanderwollen und sich benehmen wie feindliche Brüder, die nur der Familiensinn hindert, die Gegnerschaft offen sich zu erklären. Und die Kunst? Nun, die hat sie Jahrzehnte geeint, ja herzlich verbunden, aber nun spricht der Leib: Es ist genug und wird verdrossen, wenn der Geist bittet: Noch dieses eine Mal, es ist noch nicht alles gesagt. Aber wen interessiert, ob alles gesagt wird? Wen?



Den Jungen ist er eine bezopfte Fabel, und die Alten sind tot. Altsein ist eine Last, wenn niemand mehr da, mit dem man sich austauscht. Die Gefährten von einst: Ihre Knochen modern längst irgendwo. Mit wem soll er sprechen? Mit wem könnte er es? Wer denn würde ihn überhaupt noch verstehen? Was war denn vor sechzig Jahren, vor siebzig? Aber, Großvater, das ist doch längst ein Kapitel Geschichte, die wir in Büchern nachlesen, die selbst schon ziemlich gealtert. Lange leben: Viele überleben. Viele? Nein, alle.

Die schwachen Augen lassen sich leiten von der Perspektive der buchsbaum-bestandenen Wege. Die Nase saugt den warmen Duft der Lilien ein. Der Lilien? Aber, Großvater, die sind im September verblüht, wir haben September. Hast recht, Junge. Also auch auf den Geruch ist nicht mehr Verlaß. Ach, noch einmal die geliebten Hyacinthen einatmen. Aber da mußt du dich bis zum Frühjahr gedulden, und das ist lange, länger als ein Jahrzehnt, man darf daran nicht einmal mehr denken, denn die feindlichen Brüder haben erklärt: Es ist genug.

Manchmal, wenn der Kopf ganz leer ist, wie ausgeflossen aus dem Hauptkanal, kommt etwas angeweht: Klänge wie Hörner, Flöten und Streicher. Sonorer September aus dem Fagott. Man könnte das aufschreiben, wollte die Hand noch gehorchen. Man kann es auch lassen, es liegt nichts daran. Merkwürdig: Er vernimmt jetzt Klänge, wie er sie niemals gehört. Die festzuhalten gäbe eine ganz neue Musik, den Menschen so unerhört, daß sie den Kopf schütteln müßten. Er ist altgeworden, das heißt: ein Narr. Daß er mehr hört als sie alle: Wer weiß das? Wer will das schon wissen? Bin ich nun der Narr oder seid ihr's, die ihr nicht hört, was ich jetzt vernehme?

Es wird kalt. Das bernsteinfarbene Licht ist verblaßt, das den Rücken gewärmt. Gott will offenbar, daß ich lebe, denkt er und

tastet nach seinem Stock, um sich darauf zu stützen. Doch warum nur? Wozu bin ich nütze? Dies alles muß doch einmal seinen Sinn gehabt haben, sonst säße ich längst nicht mehr hier und spräche zu den feindlichen Brüdern: Seid doch Geschwister wie einst! Wenn ihr euch verfeindet, was wird dann aus mir? Ja, was?

Großvater, kommst du? Das ist die Stimme des Enkels, dem kann er diktieren, der schreibt eine saubere Handschrift, der harkt jetzt die Beete und sieht nach dem Obst am Spalier. Ein Garten wie eine Komposition. Sein Garten. Und was ihn da längst überragt: Angepflanzt vor Jahrzehnten mit eigener Hand. Das wirft seinen Schatten, das spendet den Duft, das schenkt seinen Augen die deutlich gezogene Perspektive.

Ich komme, mein Guter, ich komme. Halte es noch mit mir aus, es währt ja nicht lange. Sei sanft, wenn du jetzt bald das Obst von den Bäumen herabnimmst, es braucht seine Zeit, ist empfindlich beim Fall. Hilf mir auf, Junge, Vorsicht! meine Knochen sind nicht mehr so zart wie eine Fermate. Wir wollen noch etwas diktieren nach Takt 49: Wo waren wir stehen-geblieben? Beim Einsatz der Streicher. Richtig, wir werden sie nun con sordino bezeichnen, das Licht Claude Lorrains ihnen geben, aber niemand wird's hören. Gehn wir, mein Junge, und gib deine Hand, sie sollen alle noch staunen. Und morgen vergiß nicht die Beete zu gießen, sie haben es nötig und werden's dir danken. Und das Obst am Spalier. Ein guter Herbst wird es, glaub's mir, ein guter. Das läßt für den Winter noch hoffen.

1982

## Vom Dichter Brockes

Jeden Morgen, den Gott werden läßt, geht Brockes in seinen Garten vorm Steintor. Die nach der Schnur ausgerichteten Alleen und Hecken, sorgfältig geschoren und zu strenger Perspektive gestutzt, leiten seinen Blick hinaus in die Weite der Marsch. Auf seinen veilchenfarbenen Rock aus geschorenem Sammet fällt von den Rosen abgestreifter Tau, letzte Oktober-Rosen (dies zarte Detail wird er sich als mögliches Gedichtmotiv notieren), die blankgeputzten Schnallenschuhe schreiten über den sorgsam geharkten Kies, beinahe betreten in der Ehrfurcht vor der Stille der frühe, und frühzeitig stillt seine Gemahlin das Kind, indes er hier müßig wandelt, bemüßigt, den Lebenswandel unter Gottes väterlicher Gnade in Verse zu setzen, die offenbar machen das Gesetz von Gottes Vaterschaft und stillendem Gemüt in einer Zeit, da kein übermütiger mehr sein Mütchen kühlt angesichts Gottes mahlender Mühlen. An diesem kühlen Morgen mahlen sie milde, denkt er, modest, vielleicht auch moderat. Für welchen Ausdruck er sich entscheidet, soll das Reimwort befinden. Er summt ein paar Takte Georg Philipp, zwischen die sein Gedächtnis versehentlich einige Flötentöne Georg Friedrich mischt. »Durchs Ohr liest unser Geist die Ziffern Seiner Macht; Durchs Auge fühlen wir die Strahlen Seiner Pracht; Die Zunge spürt die Kraft der göttlich-süßen Triebe; Man schmecket im Geruch den Balsam Seiner Liebe.« Die kleinen Hände hantieren behende mit dem Stift, der ein paar Konturen über das Blatt strichelt, Verse skizziert Oktoberluft in die Nase, verhält einen Augenblick und erwägt, einen über den Kies strebenden Laufkäfer, einen Goldschmied, vors fromm betrachtende Auge zu heben, was er aber wieder verwirft, denn solche Käfer neigen dazu, einen äußerst übelriechenden Saft abzusondern.

In diesem Augenblick halten die blanken Schnallenschuhe inne. Die Augen, der wohlgezogenen Harkspur im Kies folgend, das Bild der gedämpft benebelten Oktoberfrühe ins Gemüt schattierend und dem unablässig formendem Hirn ein ausladend quellendes Gewölk ausmalend, diese teuren Wächter-Augen unter nachtschwarzen Brauen treffen auf etwas, das jählings wie ein Blitz, den er aus heiterem Himmel beschrieben, vor ihm zündet.

In einer sich langsam golden-entlaubenden Heckenwand erfaßt sein Auge ein Gebilde. Ein Nest ist es, eines von sonderbarlicher Formung, so seltsam, daß der unablässig arbeitende Sinn des Dichters ins Stolpern gerät. Das Gebilde des Nestes ist von so absonderlicher Künstlichkeit, daß es dem Dichter wieder einmal den Atem verschlägt ob Gottes großer Güte, die mit soviel Kunst eine armselige Kreatur begabt: »Durch welche Weisheit sind die Vögel angeführt, Daß jede Art ihr Nest, auf eigne Art, formiert? Begreift es wohl ein Mensch, wie solch ein Nest Auf tausend Arten sich zusammensetzen läßt?«

Und er tritt näher, das Wunderwerk genauer zu besehen, hebt sich auf die Zehenspitzen seiner unendlich kleinen Füße, über denen der füllige Leib schwankt. Nun hat er das Nest vor Augen, offenbart sich ihm die List der Brutpflegenden Vögel, die da erfinderisch macht.

Es besteht aus einer Perücke, einer Allonge, wie sie am Burstah so unvergleichlich geknüpft wird, wenn auch nicht für nistende Vögel, sondern für den Ratssyndikus Klefeker. Der hatte ihn im Frühjahr eines Abends auf seinem Landhaus vorm Steintor besucht, etliche Flaschen geleert und war dabei, so oft es die Notdurft gebot, vors Haus in den Garten getreten, die strömende Fülle von Rhein und Mosel, die auf Preisgabe drängte, abzutreten ans freundliche Erdreich. Es war aber die

Zeit der Äquinoktialstürme bei milder Witterung, und es fügte sich, da Dichter und Syndikus einmal wieder den leibeigenen Quell springen ließen, daß der ungestüme Boreas dem Klefeker die Perücke vom kahlen Schädel putzte und sie aufheulend ins wohltätige Dunkel entführte. Die Suche am nächsten Tag war ohne den als selbstverständlich erwarteten Fund geblieben; einer denkbaren Spur bis in die Vierlande hinaus nachzugehen, verlohnte wohl nicht den gehörigen Aufwand.

So ist also des Syndikus künstliche Haarpracht in einer der Hecken geweht und hat hier einem liebenden Vogelpaar als Brautbett und Wiege gedient. Der Dichter wird nicht müde, Gott zu preisen für diesen Einfall. Mit Behagen malt er sich aus, wie das Federvieh den Puder aus dem Gelock gepickt, nachdem es probeweise zuvor davon genascht, diesen Blütenstaub menschlicher Putzsucht aber unschmackhaft gefunden. Die ein oder andere Laus oder auch ein Floh würden sich hingegen gefunden haben der hungrigen Brut ein mundendes Vorgericht. Vorsichtig entfernt er das Gebilde aus der sich entblättern den Hecke, eine Weile gedenkt er es auf den Schreibtisch zu stellen, bis das darauf zu verfassende Gedicht vollendet, dann aber dem Syndikus Klefeker das Entbehrte zurückzuerstatten, was noch immer das Seine, vielleicht ließ sich am Burstah das beschmutzte, vom Regen durchweichte Perückennest wieder zu ratssyndikaler Repräsentanz erneuern.

Er wählt einen anderen Weg vom Hause zurück und bedenkt sich, ob aus diesem Vorfall mit aller Behutsamkeit geschlossen werden dürfe, daß Gott auch ein Gott des Humors. Sein eigenes kindisches Kichern über Klefekers Haarpracht schien ihm das doch zu bestätigen. Doch da greift der Böse, der humorlose Gottseibeius in des Dichters andächtige Überlegung. Was jetzt vor ihm liegt, raubt ihm augenblicks den so frisch gewonnenen Humor.

Sein Auge gewahrt das Ungehörige schlechthin. Es ist dunkelbraun gefärbt, an einigen Stellen von helleren Einsprengseln gefleckt und will sich durchaus dem Dichterwort verweigern. Was sich da, entfernt der gewundenen Formung eines Schneckenhauses vergleichbar, spiralig gedreht zu Wülsten, ihm zeigt, beleidigt Nase und Auge, kränkt das Empfinden fürs Schöne und scheint vom Bösen zum höhnischen Zeichen gesetzt.

Es ist die erlöste Notdurft eines Menschen, die daran erinnert, daß unser Leib nur ein Madensack. Da liegt ein Exkrement, etwas rauchig Kotiges, dampfend Stinkendes, verdammt Beleidigendes, auf gut Deutsch ein Stück Kacke. »Scheiße!« sagt er. Auf dem Fluchtpunkt der hier sich sternförmig vereinenden Allein fläzt sich dies Zeugnis menschlicher Unfläterei, als wolle es seinerseits Ausgangspunkt neuer Fluchtlinien werden, als zögen die mit aller Mühe von hier hinaus, von diesem feuchtglänzenden Häufchen bis zum schimmernden Kirchturm von Allermöhe.

Er bezwingt seinen Grimm. Gewohnt, daß Gott sich ihm in mancherlei Gestalt offenbart, fragt er sich ernst und drängt dabei Ärger und Ekel zurück, was Gott ihm mit diesem Zeichen menschlicher Niedrigkeit sagen will. Ist es nicht wie eine Warnung ob seiner schadenfrohen Hoffart, die ihn befallen, als er Klefegers Perücke entdeckte? Hätte der Boreas in jener feuchtwindigen Nacht ihm die seine entführt, so wäre ihm kaum danach lustig gewesen. Die schöne Allonge, deren Lockengetürm den Mann hinaushebt über sich selbst und über die vielen, die sich einen solchen Aufputz nicht leisten können, ein Sinnbild des Herrschaftlichen, blanken, von Würmern sauber entfleischten Gesicht. Und genau das, indem er ihm das Ausgeschiedene des Madensacks vor die Füße legt, will Gott

ihm sagen: Gedenke, wer du bist und in welche Gestalt ich dich, Mensch, verwandeln werde. Und Brockes breitet mit spitzen Fingern und angehaltenem Atem Klefegers Perücke über das Ärgernis, das nun von den Locken barmherzig verhüllt wird.

Ein starkes Gedicht soll es werden, soviel steht fest. Erbaulich und von mächtiger Bildkraft zugleich, und an dessen Ende wird er angesichts des Widerfahrenen Gott um die rechte Demut bitten, den gehörigen Schluß sich und dem Leser zu ziehen.

Dann ruft er mit einer Stimme, in der noch Gottes Lektion widerhallt, nach Hinnerk, dem Gärtner, dem er befiehlt, auf der Stelle die Schande zu räumen.

1982

## Winterwild

Der Schnee erzählt Geschichte  
Vom Winterkönig in Böhmen.  
Irgendwann wird es auch tauen.

Es freit ein wilder Wassermann  
Wohl zu der halben Nacht.

Du sagst: Kämeest du zu mir, wäre es kalt.  
Ich sage: Ja, wärm meinen Schnee.

1982



Frühsommer 1945

Ein paar vernarbte Portraits  
In Luft aufgegangen  
Zermalmten die Panzer.

Mir blieb, wovor mir gegraut:  
Die Lastwagen mit den toten Soldaten.  
Dem einen war die Brust aufgerissen.

Kindergesichter, ganz wie im Schlaf.  
Beim Abladen baumelten ihre Köpfe.  
Fliegen stoben über dem Blut.

Ich sah zum erstenmal Tote, die  
Ein makelloser Sommer erhellte.  
Wie im Gnadenschuß endete Kindheit.

Beim Baden mit Annekathrin im Fluß  
Erkannte ich ihre jungen Brüste.

1982

### Serenata Notturna

Es sind die Stühle gestellt,  
Es ist ein Wetter gerüstet,  
Es sind die Pauken gerührt  
Und Gefühle zierlich gebügelt:  
Für die gezügelte Lust,  
Die aus blühendem Unsinn  
Mit glühenden Rosen zündelt.

1983

## Das Fräulein – Vierzehn Daguerreotypien

### 1. Die gnädige Frau

Vom Leben enttäuscht. Vom Dasein betrogen. Die Existenz geschrumpft zum Verdauungsproblem. Manchmal träumt sie, der Husarenleutnant Janosz, dem sie vor zwanzig Jahren begegnet, entführe sie auf einem Apfelschimmel. Mit geschlossenen Augen spürt sie den Wind der verbotenen Freiheit und im Gesicht die goldene Verschnürung des Dolmans, denn der Herr Leutnant Janosz hält sie fest an sich gedrückt. Und unter ihnen bewegt sich der weitausgreifende Schimmelhengst. Jetzt, da sie genau auf den rötlichen Vollmond zugaloppieren, läuft durch die gnädige Frau ein Schauer, der sie aufstöhnen läßt. Mit beiden Armen umfaßt sie das Kopfkissen und preßt es an ihren verfetteten Leib. So, ja so hätte Liebe sein können, wäre doch damals der Janosz... Wenn sie dem Fräulein vor dem Frühstück begegnet, riecht sie nach muffigem Schlaf und unbefriedigten Träumen. Die Zofe bringt warmes Wasser.

### 2. Der gnädige Herr

Kalter Zigarrenrauch. Spitzbauch. Darüber ist die breite Uhrkette gespannt. Die Kasse stimmt, so soll es sein. Man ist eben wer, und man weiß es. Beim Herrenabend wieherndes Gelächter. Vor Büchern, Geist und Hagelschrot bewahre uns der liebe Gott. Nach dem alljährlichen Kaisermanöver in Böhmen scharmutziert der gnädige Herr – Hauptmann der Reserve – gern noch auf einer böhmischen Magd. Schade, so etwas gibt es hier nicht. Die gnädige Frau observiert. Wenn's irgend zu machen geht aber: rasch die Hand unter den Rock der niedlichen Zofe. Danach riecht er lange an seinen Fingern.

### 3. Das Fräulein Tochter

Ein Ausbund von Moschus und Monatsgeruch. Wenn sie sich einen Mann vorstellt, ihren Ehemann natürlich, den künftigen, dann verkörpert er Stattlichkeit, Geld, Reputation, glanzvolle Empfänge und Bälle. Natürlich ist sie dann die Schönste und Königin der Ballnacht. Die Hochzeit wünscht sie sich mit Orgelbraus und dem Klang der Glocken von allen Türmen Wiens. Überall blühen die Bäume. Die Hochzeitsreise geht nach Venedig. Schön zu denken, man führe ein gepflegtes Heim mit Palmen, Kakteen und einem Klavier. Auch etwas Poesie und Kunst könnten nicht schaden. Die Muse eines Dichters zu sein, in Ehren natürlich. Sie wird Kinder haben, Schubert singen und die Zofe kommandieren. Feine Herren ziehen vor ihr den Zylinder und halten die Frau Hofrat für eine charmante Person.

### 4. Der Herr Sohn

Ist er allein mit dem Fräulein im Zimmer, wagt er nicht, es offen anzusehen. Er liest Gedichte in kleinen Bändchen, gebunden in grünes Saffianleder mit Goldschnitt. Die Lyrik von Lenau treibt ihm rote Flecken ins Gesicht, und aus dem schwarzen Haar fällt eine Strähne in die Stirn. Dann seufzt er, geht ans Fenster und preßt die Finger gegen das Glas. Sein Blick ist verschleiert. Er hat wenige Freunde und geht nur selten aus. Kommen junge Mädchen ins Haus, Freundinnen seiner Schwester, errötet er und geht auf sein Zimmer. Dort spielt er Geige. Der Weltschmerz schluchzt dann eine Stunde lang aus den Saiten. Die Zofe hat kichernd erzählt, daß sie öfters das Bettlaken des jungen Herrn hat wechseln müssen. Wegen der Flecke. Aber das hat das Fräulein nicht verstanden.

##### 5. Die Frau Großmama

Als ginge ein Hauch von Lavendel durchs Haus. Sie hat Grübchen, von deren Anblick bekommt jeder gleich gute Laune. Das Fräulein wünscht sich heimlich, sie küssen zu dürfen, denn Großmama sieht so lieb aus, so reinlich, so duftend. Wenn es das Fräulein richtig bedenkt, so bleibt es bloß Großmamas wegen im Haus. Großmama ist auch die einzige, die nie des Fräuleins Namenstag vergißt. Dann steht in des Fräuleins Zimmer ein Porzellanschälchen mit Konfekt, ein Strauß Blumen und ein Kärtchen, auf dem in Großmamas zartgeschwungener Handschrift geschrieben steht: Gott segne Sie, mein Kind. Dabei ist das Fräulein schon dreißig Jahre alt. Nie hat jemand die Großmama schlechtgelaunt erlebt oder sie klagen gehört. Für alle hat sie ein freundliches Wort. Gäbe es die Frau Großmama nicht, sagt die Zofe jede Woche, dann müßte man an dieser Welt schier verzweifeln. Großmama wäre am liebsten Tänzerin geworden. Davon träumt sie manchmal, aber sie hat es ihr Leben lang niemandem gesagt. Es wäre so unschicklich gewesen.

##### 6. Der fesche Offizier

Mit dem Rücken des Zeigefingers reglementiert er seinen schwarzen Moustache. Er weiß, wer er ist, wer er war, wer er sein wird, wozu gibt es sonst Spiegel: Schön wie ein Lippizaner. Hechtgraue Uniform, auf Taille geschneidert, darunter verborgen den Schnürleib. Am schwarzen Hut grüne Hahnenfedern. Ein guter Hahn wird selten fett. Fünf Schlachten, ein Streifschuß. In Ungarn damals, wie hat man gesoffen und ganz kommod die Weiber gelegt. Das begießt er bei einigen Flaschen Tokayer mit dem gnädigen Herrn im Rauchsalon. Schon seine Art, das Fräulein anzustarren, kommt einer Vergewaltigung gleich. Bei

der Zofe langt er gern zu, aber sie mag ihn nicht und hat ihm neulich eine Ohrfeige versetzt. Darüber hat er gelacht und sie rasch in den Hintern gezwickt. Damals in Ungarn waren die Mädels nicht so etepetete. Wartet nur, wenn ich erst Oberst sein werde. Aber das wird er nie, und das weiß er.

#### 7. Die Zofe

Ein Kreuz ist es schon mit dem gnädigen Herrn, aber es bringt ein paar Kreuzer, wenn's nur die Gnädige... Wie muß man wohl werden, um so zu sein, wie eine richtge gnädge Frau... Einmal, als die Herrschaft mit den Kindern und der Großmama ausgefahren und sie ganz allein im Haus gewesen, ist sie vor den großen Spiegel getreten im Schlafzimmer der Gnädigen, in dem man sich von Kopf bis Fuß sehen kann, hat sich betrachtet und dabei allmählich die Kleider fallen lassen. Jawohl, sie ist schöner als die gnädige Frau, schlanker, fester im Fleisch und vor allem viel jünger. Wenn's doch nur Geld regnen tät, da würd sie die Schürze schon lüpfen. Der Kutscher, no, das mag ein rechtschaffen Auskommen sein, er ist solide und trinkt nicht. Den Pferden das Heu, ihr die begrabene Zukunft. Für was bloß hat ihr der Herrgott die Gabe geschenkt, den schönsten Männern den Kopf zu verdrehen, wenn am End' nur der Kutscher bleibt und ihr niemand den Traum von der Gnädigen pflegt. Betrachtet man's recht, so war sie doch nie zum Dienen geboren, makellos, wie sie gewachsen ist. Das Fräulein beneidet die Zofe: So zu sein, so jung, so hübsch, so fidel. Mag ja sein, ich bin klüger, doch was hab ich davon? Die Zofe weiß Dinge von den Männern und der Liebe zu tuscheln, da wird es dem Fräulein ganz heiß und schwindlig.

#### 8. Der alte Herr

Seine rosigen Wangen sehen so fröhlich aus. Jeden Mittwoch besucht er die Frau Großmama. Sie kannten sich schon als Kinder. Wenn er spricht, sammelt sich leicht etwas Speichel in den Mundwinkeln, den tupft er mit einem seidenen Taschentuch ab, das nach Veilchen duftet. Wie die Frau Großmama ist er stets freundlich und zu den Dienstboten nie herablassend. Er hat noch Joseph Haydn gekannt und ihm einmal die Hand geküßt. Davon erzählt er dem Fräulein. Anders als der fesche Offizier ist der alte Herr zu den Frauen höflich und zuvorkommend; nie würde er begehrlieh blicken oder sich Vertraulichkeiten herausnehmen. Er weiß wunderbare Geschichten aus seiner Jugend zu erzählen, und wenn er so redet, glaubt man ein Cembalo zu hören oder eine Flötenuhr. Wäre er nicht schon so alt, schwärmt die Zofe, wie gern wär ich seine Geliebte geworden. Das hat in diesem Augenblick auch das Fräulein gedacht und wird ganz rot, obwohl es doch niemand wissen kann. Einmal hat der alte Herr wie Großmama »mein Kind« zum Fräulein gesagt und dabei zart dessen Hand berührt, wohl nur aus Zufall. Sind eigentlich nur die alten Männer so sanft? Ich fürchte ja, seufzt die Zofe.

#### 9. Die Köchin

Kunst, sagt das einfältige Ding von dem Gekleckse an der Wand. Als würd davon auch nur einer gesättigt, als würd die Jungfer dafür nur einer auch loben. Ein rechter Tafelspitz mit Kren, ein Apfelstrudel oder eine delikate Mehlspeise: Diese Kunst, Theres, hat der gnädige Herr erst am Freitag gesagt, hätte nicht einmal Mozart besser verstanden. Wenn nur der Kutscher etwas freundlicher wär... Hab ihm doch Zeichen gegeben, vom Nachtmahl der Herrschaft einiges abgezweigt,

müßt er doch schließlich merken, wie's gemeint ist. Herrgott, ich werd alt, soll ich allein denn noch weiter versauern? Ich kann kochen, ich bin gesund, bin stark und willig für Kinder. Die Zofe, die kleine Hur, kann er doch nicht ernsthaft im Blick haben? Das Fräulein ist eine anständige Person, bei der heiligsten Jungfrau, es trägt sicher schwer am Leben, sieht schwind-süchtig aus, sollte mehr essen. Herrgott, was sind das alles für Schicksale, und keins weiß vom andern. Die gnädige Frau läutet nach ihrer Abendschokolade. Ist schon fertig, nur noch die Prise Muskatnuß und Ingwer, darin liegt doch ihr ganzes Glück.

#### 10. Der Kutscher

Eigentlich merkwürdig, daß ich nie eine Attacke geritten. Dabei hatte ich doch gedient bei den Erzherzog-Carl-Ulanen, wurde Bursche beim gnädigen Herrn, war bei Wagram dabei und kenne das Pfeifen der Kugeln. Niemals befördert, nie einen Orden. Der Joseph hat seinen Dienst getan, der Joseph hat pariert, der Joseph bleibt im Geschirr bis zum Umfallen. Erzähl mir nix, Zoferl, ich kenne das Leben. Euer Fräulein, das weiß davon nix. Zwar ist's nicht mehr jung, aber ahnungslos und schon arg verblüht, wird's noch recht schwer haben, glaub das dem alten Joseph. Auf die Menschen ist kein Verlaß, nur auf die Pferde. Lach nicht. Ich werd noch für euch alle anspannen zum Friedhof, erzähl mir nix, Zoferl, aber ich versprech dir, ich fahr euch so sanft, daß ihr im Sarg nicht ins Rutschen kommt. Eigentlich wär ich wohl lieber ein fescher Offizier geworden mit goldener Schärpe, ein Reitergeneral vielleicht, träumen darf ich's, aber der Herrgott hat's anders bestimmt. Ich tu mein Geschäft und denk nicht viel nach. Sonst wär's nicht zum Aushalten. Die Köchin tät mich gern heiraten, aber ich will nicht das Reserl. Und das Zoferl möcht ich, aber das will mich



nicht. Kannst halt nix machen, das sind so die Faxen des Lebens.

#### 11. Die Malerin

Stilleben hat sie malen dürfen, Blumen und Früchte, Kopien nach Raffael und Tizian, auch eine Katze und ein Kaninchen. Auf der Akademie sind zur Aktklasse Frauen nicht zugelassen. Jetzt darf sie die Tochter unterrichten im Aquarellieren und hat sich mit dem Fräulein angefreundet, das auch nicht vom Leben allzusehr verwöhnt worden ist, scheint's. Sind wir wirklich nur dazu auf dieser Welt, um reicher Leute nichtsnutzige Kinder zu unterrichten? Wer sind denn wir selber, warum gelten wir nichts, warum sterben wir still vor uns hin in unserer mausgrauen Einsamkeit? Warum nur sind wir ausgeschlossen von der Kunst, sind wir wirklich nur für die Nettigkeiten begabt, für die Ornamente des Lebens? Schau'ns, hat der alte Herr gesagt, ein weiblicher Rubens müßt erst noch geboren werden. Dafür seien die Frauen mit Schönheit gesegnet. Welch grausamer Witz: Weder sie noch das Fräulein sind schön. Wir verblühen, hat das Fräulein neulich geklagt, und das Leben hat noch kaum richtig begonnen. Es ist nicht gerecht in der Welt, daß wir ohne Männer nichts sind und nichts gelten, die Männer können doch auch etwas sein ohne Frauen. Manchmal, wenn die Herrschaft verweist ist, steht ihr die kleine Zofe Modell. Dann bewundert die Malerin diese vollkommene Nacktheit und seufzt. Nicht einmal sehen lassen darf sie die heimlichen Zeichnungen, es schickt sich nicht. Keins ihrer Bilder wird je ein Museum zeigen; Frauen und Kunst, das paßt nicht zusammen. Man soll unserm Herrgott nicht in sein Handwerk pfuschen wollen hat ihr der Pfarrer kürzlich gesagt.

### 12. Der Herr Redacteur

Ich werd's richten, no? Das machen wir schon. Das kriegen wir hin. Das wär ja gelacht. Ich hab da ein' Einfluß. Morgen in unserm Journal; man weiß die Feder des Herrn Redacteurs wohl zu schätzen, auch zu fürchten. Er versteht, wo es lang geht. Die Malerei, no, ganz nett. Aber die Zukunft gehört der Daguerreotypie. Schau'ns, Verehrteste: Er greift in die Tasche und hält es hin: Auf der Silberplatte schimmert bläulich ein Weibsbild, pudelnackert! Der Herr Redacteur lacht laut und recht meckernd. Das Fräulein wird rot, die Zofe kichert, und der gnädige Herr schlägt sich auf die Schenkel.

### 13. Die Gärtnerin

Der Kürbis, die Birne, der Apfel, die Pflaume, der Pfirsich, die Aprikose – eigentlich sind sie doch alle weiblich. Das Jahr ist gesegnet, die Ernte gesegnet, die Früchte gesegnet, ja und mein Leib ist gesegnet: Nun, kluges Fräulein, sprich deinen Text. Natürlich sprichst du ihn nicht, du ungeöffnete Jungfer, die du die Kinder der Herrschaft so emsig unterweist, doch das, was sie am liebsten von dir hören würden, worauf sie am neugierigsten sind, darfst du ihnen nicht sagen, du weißt es ja nicht einmal selber. In wenigen Wochen wird meine Wölbung sichtbar, dann muß ich den Dienst hier quittieren und anderes suchen für mich und mein Kind. Es sei eine Schande, wird man mir sagen, aber nur, weil es ruchbar geworden. Nun bin ich unehrlich, bin gefallen, also minderwertig wie Fallobst, darf den Baum nicht mehr pflegen und nicht die Blumen, weder Sträuße winden noch Kränze, keinen fürs Grab und für die Hochzeit auch keine Myrthe. Warum sagen sie dann, ich sei »gesegneten« Leibes? Ach, Zoferl.

#### 14. Der Komponist

Keinen Namen haben. Einfach nur Das Fräulein geheißen werden. Nicht das eigene Gesicht. Nicht die eigene Handschrift. Das Fräulein sein, als das Fräulein altern und sterben. Aber das Fräulein trägt einen Namen, und es besitzt zwei Hände für das Klavier. Ich werde dem Fräulein diesen Namen geben in meiner Handschrift, in meiner Musik. An einem Sonntag schaut er vorbei, der Himmel ist blau, der Komponist trägt einen Strohhut, einen weißen Leinenanzug und in der Hand eine Rolle. Die ist für Sie. Sie nimmt die Rolle, öffnet das rote darumgeschlungene Seidenband: »Für das Fräulein« steht über den Noten geschrieben, und sie errötet, denn sie ist gemeint. Sie gehen in den Salon, alle sind fortgefahren, und der Komponist setzt sich an das Klavier. Natürlich, sagt er, sei diese kleine Komposition nicht so schön wie etwa »Für Elise«, aber es komme aus ganzem Herzen, so wie er fürs Fräulein empfinde. Und das Fräulein errötet von neuem. Und dann spielt er, schaut aufs Blatt, nicht aufs Fräulein, damit das nicht schon wieder erröte. Und dem Fräulein ist, als habe es Schöneres nie gehört. Denn das hat einer für eine dreißigjährige, also alternde Frau komponiert, geheißen »Das Fräulein«, fast namenlos, und diese Frau ist blaß und ein wenig wohl schwindsüchtig und einsam und sehnt sich so sehr nach Liebe. Und als der Komponist sein kleines Stück geendet, sagt das Fräulein fast tonlos: Bitte spielen Sie das noch einmal für mich. Und gleich schämt es sich, so dreist gewesen zu sein und »für mich« zu sagen. Was wird er von ihr denken? Und er tut es, ja unaufgefordert noch ein drittes Mal. Als er endet, sagt er bestürzt: Aber Sie weinen ja. Und das Fräulein schneuzt sich und sagt mit verlegenem Lächeln, dergleichen passiere zuweilen, es sei halt die Sentimentalität, die angegriffenen Nerven müßten

wohl etwas labil genannt werden. Da geht der Komponist auf sie zu und küßt sie. Ganz einfach so. Und er geht fort, und das Fräulein weiß, daß er nie wiederkommen wird und er es folglich das erste und zugleich das letzte Mal geküßt hat. Aber das ist jetzt nicht schlimm. Es bleibt ja dem Fräulein die Erinnerung an einen Sonntag mit blauem Himmel, Strohhut, weißem Leinen und Klavier. Sie haben das wichtigste vergessen, sagt die Zofe: den Kuß. Den hat das Fräulein natürlich nicht vergessen, doch davon spricht es nicht, davon zehrt es. Das Klavier hat das Fräulein nicht mehr berührt, nicht einmal das Stück gespielt mit dem Titel »Für das Fräulein«. Und war doch einzig nur fürs Fräulein komponiert.

1983

## Auf den Tod einer Infantin

Nachts, wenn die anderen schliefen, trat sie vor den Spiegel, streifte das Hemd ab und betrachtete ihre wachsenden Brüste im flackernden Licht bis die Augen erstarrten. Sie wäre so gerne noch Kind geblieben.

Die Pavane schien ihrem Schritt angemessen. Die übte sie beim Tod der Königin heimlich hinter dem Katafalk.

Gefrorenes war ihr verboten, es könnte den künftigen Kindern schaden.

Das Kätzchen, das ihr die Magd geschenkt, ziemte sich nicht. Vor ihren Augen wurde es von den Doggen zerrissen. Sie hat nicht aufgeschrien, nicht geweint, denn auch das ziemte sich nicht, aber von nun an waren ihre Augen viele Jahre älter als sie selbst. Auch aß sie kein Fleisch mehr und trank keinen Wein. War sie allein, besuchte sie Pepe, den Hofzwerg. Er sagte kein Wort und sie schwieg. Aber sie sahen einander so lange in die Augen, bis sie nur noch ihr Spiegelbild in den seinen erkannte. Dann lächelte sein vergreistes Kindergesicht.

Als der Maler sie konterfeite, verhielt sie sich unbeweglich und träumte, sie sei eine Puppe. Und während sie still ihm saß, floß ihr Gehirn aus wie Sägemehl. Es blieb ein Gefühl der Übelkeit nach, wenn sie Terpentin roch und Farben. Aber sie mußte danach noch zweimal ihm und anderen sitzen.

Als die Musikanten auf ihren Gamben spielten, dachte sie: Warum kann ich mich nicht in Takte verwandeln, statt Takt beweisen zu müssen? Über einen Vers Vergils brach sie in Tränen aus. Ihr schien, einen Spaltbreit werde der Vorhand vorm Paradies geöffnet. *Maioresque cadunt altis de montibus umbrae*. Die Hofdamen aber verwiesen es ihr. Eine Infantin zeigt keine Gefühle. *Infandum, regina...*

Als sie vierzehn Jahre alt wurde, bekam sie eine neue Zofe, Juanita, die nachts in ihrem Vorzimmer schlief. Während eines Gewitters nachts fürchtete sie sich und floh voller Angst zu Juanita ins Bett. Juanita trug kein Hemd und barg sie an ihrer braunen Brust, die nach Honig und Bienenwachs duftete und warme weiche Geborgenheit schenkte. Seither zündeten Nacht für Nacht Gewitter, die sonst niemand wahrnahm.

Aber die Königinmutter ward es endlich gewahr. Seither blieb Juanita verschwunden, das Vorzimmer leer. Zwischen den Laken duftete es nicht mehr nach Honig und Bienenwachs. Doch wenn ihr vom Prinzen Alphons gesprochen wurde, dem künftigen Ehemahl, dann ähnelte dieser Fremde im Traum Juanita, obwohl doch Alphons ein Mann war. Aber was ist eigentlich wirklich ein Mann? Warme weiche Geborgenheit, nach Honig und Bienenwachs duftend? Niemand sagte es ihr. Sie würde es bald erfahren und wunderte sich nicht, daß es sie eigentlich nicht erfreute, dachte sie an die Männer ihrer Umgebung: Laut, roh, und alles war ihnen erlaubt, was ihr streng verboten. Selbst der Schweinehirt durfte sich Dinge herausnehmen, die einer Infantin nicht einmal zu denken erlaubt. Sie gröhlten, johlten, lachten, krakeelten und feixten, die Männer. Sie betranken sich. Und keiner lächelte. Doch, einer, ein einziger: Pepe, der uralte Kindergreis. War der aber wirklich ein Mann?

Manchmal stieg sie sommers auf den Turm und schaute auf die verbrannte Hochebene. Auch ihre Augen brannten, weil sie sich in den Himmel saugten. Ich bin hier, wo mich nichts hält. Warum bin ich hier und wie lange? Pater José hat gesagt, Gott habe ihr eine große Aufgabe zugewiesen. Wie mag Gott aussehen? Wie Pater José oder wie Pepe? Oder könnte Gott auch weich und duftend sein wie Juanita? Aber das ist gewiß

Sünde, weil es so schön ist zu denken und lange davon zu träumen.

Prinz Alphons war zur Staatsvisite dagewesen. Er hatte an einem Feldzug gegen die Ungläubigen teilgenommen. Im Garten demonstrierte er ihr seine Heldentaten: So habe er den Ungläubigen die Köpfe abgeschlagen! Und er zog den Säbel und enthauptete ein Dutzend Rosen mit wuchtigen Hieben. Sie hatte ihm gerade die Schönheit der Tautropfen in den Kelchen gezeigt. Was Schönheit – papperlapapp! Ein Mann kennt nur sein Ziel und seine Kraft.

Aus solchem Holze schnitzt man die Könige, sagte Pater José und nickte. Mit diesem ist Gott.

Da war also Gott doch nicht zärtlich wie Juanita, sondern gleich dem stolzen Prinzen Alphons, der die Rosen so köpfte wie die Ungläubigen, streng, doch gerecht?

Vergib mir die Sünde, o Herr, aber erst hast du die Welt nach deinem Bilde geschaffen und dann den Mann. Vergib mir, daß auch ich einen Platz darin beanspruchen wollte, für Juanita und mich. Für alle, die nicht die Rosen köpfen und nicht die Ungläubigen. Einen Platz, in dem auch ein Kätzchen ohne Angst vor den Doggen leben darf. Einen Platz, wo Ungläubige sich nicht fürchten müssen vor Gläubigen. Einen Platz, in dem ich Zärtlichkeit finden und eine Brust, an die ich mich schmiegen kann. Einen Platz, wo ich feuchte Augen bekommen darf von den Versen eines Dichters. Ich verstehe deine Welt nicht, Herr, und ich fürchte mich vor ihr. Vergib mir diese schwere Sünde.

Gott wird deiner Seele gnädig sein, kleine Infantin. Und das ewige Licht leuchte dir.

1983

Sterblich sein

Zeichen setzen und hinterlassen.  
Signaturen; gewachsen.  
In Landschaften lesen  
Wie in Partituren, instrumentiert für  
Erde und Wind, Baum und Schnee.  
Ich habe mich ausgeliefert  
Bis auf die Wurzel.

1984



## Bäume vorm Abflug im Herbst

Als hätten Elstern Federn lassen müssen  
Beim Aufstieg überm weißen Himmel  
Sind Zeichen in die Luft getuscht  
Und Wind schmeckt nach versagter Gnade  
Es nehmen Bäume ihre Krone ab  
Und weigern sich die Wege zu begleiten  
Die Perspektive ist vom Regen leicht laviert.

1984

## Zu bedenken

Wenn du den Nebel aus dem Haar gekämmt hast  
Und den Oktober aus dem Fleisch entfernt  
Kannst du den Winter leichter überstehen  
Sei mit den Krähen nicht auf Du und Du  
Bedenk den Duft von Apfel oder Pflaume  
Und wasch November zart von deiner Haut  
Der Rest ist ein Skelett aus weißen Gärten.

1984

## Kalenderblatt

September der verwegne Kolorist  
Mit goldenrotem Pflaumenblau  
Oktober in verschlissener Seide  
Zum Trocknen überm Himmel ausgespannt  
November will die Farben waschen  
Und lehrt die Wespenkönigin  
Freund sein im bitteren Dezember.

1984

## Bäume schwebend

Die Flügel federlos gebreitet  
Einem Gerippe zum Handschlag  
Gleiten sie schweigend  
Als flögen sie davon  
Solange die Vogelwolke  
Aus harschem Gezwitzcher  
Die Kronen mit Laub füllt.

1984

## Vermutlich

Die Zwischenräume ausgebleicht  
Vom Allzuviel des Nahseins  
Sind Bäume ausgezehrt und trocken  
Es wird der Herbst dein Leibliches vermessen  
Ach wähne doch die frühe Saat  
Beständig gegen Feind und Fäulnis  
So hat dein Herz die Finsternis umschrieben.

1984

## Winter kommt

Der graue Samt gedämpfter Pauken  
Am rauchrauh aufgebrochenen Horizont  
So sind nun die Tage gesalzen  
Und Hörner werden geblasen  
Da man den Mond könnt' fangen  
Mit Schnaps im abgespeckten Abend  
Und taumelnden Schatten im Schnee.

1984

## Wintergespinst

Für einen Mundvoll Zärtlichkeit  
Und Streichelsamt von deiner Haut  
Vergess ich das bereifte Glas  
Voll Rosenfrost und Blumeneis  
Den Spiegelsplitter ungetaut o Königin  
Komm doch wenn du mich liebst  
Komm nicht ich frier dich ein.

1984

## Annette im Weinberg

Irgendwo ist die Rede von Füchsen im Weinberg. Ich besinne mich nicht. Wußte zwar immer nur wenig vom Leben, doch in der Heiligen Schrift kann ich mich aus. Dachte ich. Nun also nicht einmal das.

Die rosig geschlammte Wand. Paßt nicht zum Blut in den Reben. Zum Wein, den der Arzt mir verboten. Trinke mich dafür satt an Gottes Wort, bis ich es wieder erbreche. Eine Todsünde, ich weiß. Aber wer auf den Tod zugeht, dem wird sie nicht zugerechnet.

Wie wird der Tod sein? Wie die rosig geschlammte Wand? Wie der Tau in vertrockneten Rosen? Oder wie der Traum letzte Nacht, als ich allein auf einer feuchten Klippe im Nebel saß, fünftausend Meter hoch, das wußte ich, wie man so etwas im Traum weiß, konnte mich aber nicht besinnen, wie ich hergekommen und wie ich wieder davonkommen sollte. Da saß ich, allein, so allein, wie ich immer gewesen, da saß ich, 51 Jahre im Leib, die vertrocknete Jungfer im Fels, und fro, wie ich dies ganze Leben gefroren.

Nie hab ich's warm gehabt im Arm eines andern. Immer nur für mich gefroren, gefröstelt in dicken Mauern, gekühlt von Gottes Wort und vereist unterm Segen von Mutter Kirche. War alles sehr gottgefällig, nicht weltgesellig, und wenn mir noch manchmal die Galle auftaut, dann gehört es sich nicht, dann füg ich mich nicht in mein Schicksal, dann versündige ich mich gegen den Schöpfer, der schwarz durch seine Vertreter hereinschaut und faselt, die Dichterin schaffe im Weinberg des Herrn. Mögen die Füchse ihn fressen.

Nicht lief das Feuer durchs Blut. Manchmal nachts hab ich's gefühlt wie es glühte und aufquoll, aber es hätte Sieben-



meilenstiefel gebraucht, diese Adern zu durchqueren. So aber stockte es erschrocken und gefror und gefror und gefror. Darum wurde ich alt vor der Zeit. Ich zerklopfte das Eis und zerrieb es zu Worten, und nachts lief ich im Nebel durchs Moor, wenn ich nicht auf der Klippe hockte, – und lief dort 51 Jahre lang um meiner bluthustenden Seele willen.

Um die Wette mit den Füchsen. Die hatten sich Gottes Wort geschnappt und hielten es fest in der Schnauze, und ich rannte und rannte und rannte, es ihnen abzujagen. Aber sie wehrten mich ab mit den roten Schwänzen, und das Rot stieg dann auf wie ein feuriger Springquell, hinauf und hinab, bis ich fiel und brach mit den Händen durch überfrorene Pfützen im Moor, hoho, daß mir die Finger bluteten, und mit denen sollte ich Gottes Wort wieder einfangen von den Füchsen im Moor.

Ob ich's auch wollte, ja, das hat keiner gefragt, und ich selber am letzten.

Einmal auf der nächtlichen Klippe, der feuchten, da riß der Nebel, und ich sah ein Lager weißer Zelte mit blutbesprudeltem Tuch. Als ich genauer hinsah, da war's kein Blut sondern Buchstab: Gen Zion ins Gezelt, las ich, und erschrak, denn es war meine Handschrift, mit der ich Gottes Wort besudelt. Immer dieses Blut, das ich vergossen hab für andre, die schlau und schnell wie die Füchse sich regten, indes ich ihnen ins Moor folgte durch die gefrorenen Tümpel und mir die Hände zerschnitt.

Gen Zion ins Gezelt – was das wohl bedeutet? Gott dienen oder ihn lästern? Dem Widersacher zu Willen sein, dem mit dem roten Fuchsgesicht? Der so tausendfach hier in meinem Weinberg die Gänge sich schaufelt? Warum nur hab ich die Zelte mit Blut besudelt, das ich unterm Husten erbrach? Doch nicht für den im Fuchspelz, mit dem hatt' ich noch niemals zu schaffen.

Bist du so sicher? Wer hat die gewissen Gedanken gewärmt, wenn du dich nach Nähe gesehnt? Wer es dir eingegeben, du hättest ein Recht auf Glück, einen Anspruch auf Zärtlichkeit, auf eine Hand, die dich streichelt, einen Mund, der dich küßt? Wer war es, wenn nicht der, der dir die Küsse ins Blut gesetzt und den heißen Atem, dein Eis zu schmelzen, das ewig dauert? Wer war es, der dich oft und oft irre gemacht an deiner Arbeit, mit der du das Leben. ersetzt, das verrinnende Leben im Weinberg des Herrn?

Wirklich des Herrn? Der Nebel hat sich wieder geschlossen über den Zelten, und die blutige Schrift ist erloschen. Vor der Tür scharren die Füchse zur Jagd durch das Moor, denn dort wollen sie mich verscharren, zuschanden gefroren im klaren Gottesfrost. Kein Mund wird es klagen, die Lippen rosig geschlänmt wie die Wände im Weinberg, die Zunge gekreuzigt in der Vermahnung des Herrn.

1986

## Morgengrauen

Deine Wärme. Dein Duft. Deine Haut. Deine Nähe. Ich kann dich fühlen. Ich kann dich einatmen. Ich kann dich spüren. Ich kann dich ertasten.

Seltsam zu denken, daß jetzt, während mein Körper eng an den deinen geschmiegt ist, du weltenweit fern von mir bist. Du schläfst. Auf welchem Planeten muß ich dich suchen?

Es ist noch früh, sehr früh. Die Nachtgespenster weichen, im Osten malt sich ein Purpurstreif unter dem Morgenstern, und durchs geöffnete Fenster weht die Brise der milden Julifröhe. Die Decke ist von deinem Schlafleib halb heruntergeglitten. Hinter den geschlossenen Lidern erkunden deine schönen braunen Augen Traumbilder, die ich nie malen werde, obwohl sie gewiß dazu verlockt hätten. In wenigen Stunden, wenn du mich wieder ansiehst, hast du sie schon vergessen, oder du sagst: Da war eine Straße, leer von Menschen. Seltsam, daß wir beide so oft von menschenleeren Straßen und Plätzen träumen. Und doch werde ich sie nie malen.

Behutsam ziehe ich die Decke hoch und breite sie leicht über dir aus, und du spürst es nicht. Dein nackter Leib liegt auf der Seite, das traumverhangene Gesicht mir zugewandt. Ich sehe deine Brust, vor ihrer Knospe liegt eine Hand. Ich lege die Decke über Rücken und Schulter und erinnere mich, wie oft ich dich gemalt oder gezeichnet habe, einmal auch während du schliefst – mit ein paar Kohlestrichen.

Wenn es hell wird, wenn die Vögel den Morgen ausrufen, wenn die ersten Sonnenstrahlen das Straßenpflaster glänzen lassen, dann ist es mit meinem Schlaf meist vorbei. Wohl nicke ich wieder ein, aber der Schlaf ist nur leicht und nicht mehr erquickend, die Träume sind wirrer geworden. Immer wieder

schrecke ich auf, vielleicht ist das wachsende Alter schuld daran. Dann tut es mir gut, dich zu betrachten, mich nicht sattsehen zu können an deiner Jugend, mich ganz nah an dich zu schmiegen, um deinen warmen Schlafgeruch einzuatmen, als könne er mich leibhaftig jünger machen.

Ich berühre mit meinen Lippen dein blondes Haar, das so unvergleichlich das Licht reflektiert, und am liebsten würde ich dich jetzt küssen, vom Mund bis zur Rose, und kein Fleckchen vergessen, aber es würde dich wecken, und vielleicht einen Traum zerstören. Selbst wenn du, wie so oft, auf einmal die Augen öffnest, mich ansiehst und gleich wieder einschläfst, würde ich dich nicht wecken wollen, nicht wecken können. Ganz leicht küsse ich dann deine Lider und flüstere: Schlaf noch.

In solchen Augenblicken befällt mich Angst. Ich stelle mir vor, du erkennst auf einmal den alten Mann neben dir und würdest erschrecken: Wer bist du, so alt und verbraucht, bei wem bin ich? Ich weiß, ich soll das nicht sagen, es macht dich dann zornig. Was frag ich dich nach dem Alter, sagst du, ich liebe dich. Dich – und nicht deine Jahre. Red nicht immer davon. Verstehst du nicht, daß du mir wehtust?

Ja. Aber es fällt mir schwer, das zu verstehn. Du bleibst bei mir, obwohl du weißt, daß meine Kunst mir das wichtigste ist und bleibt, daß ich oft tagelang dich kaum wahrnehme, fixiert auf das Werk. Daß ich todmüde ins Bett falle, in dem du längst schläfst.

Und dann spüre ich zuweilen, schon im Wegsinken in das Schlafmeer, wie deine Hand über mein Haar streicht oder wie du dich über mich beugst und die Knospe deiner vollen Brust ganz zart meine Lippen streift. Wie aus einer fernen Wolke hör ich dich flüstern: Schlaf nur. Und dann vertausch ich schon eine Bilderwelt gegen die andre.

Du störst mich nie bei der Arbeit. Ganz selten höre ich deine Stimme draußen mich rufen. Aber du bist glücklich, wenn ich dich ins Atelier hole und sage: Schau. Denn dann weißt du, daß mir etwas gelungen ist. Will es nicht geraten, dann werde ich finster und stumm, und du sagst dann kein Wort, du machst dich fast unsichtbar.

Du gibst dein Leben für mich. Wie anders könnte dein Dasein aussehen, ein Dasein, in dem du deine Rechte einforderst und sagst: Bin ich denn weniger? Darfst du mich deiner Bilder wegen übersehen, mißachten? Warum muß ich mich fortschieben lassen von dir, wenn ich Zärtlichkeit will? Hat nur dein Körper darauf ein Recht?

Aber du fragst es nicht, ja duldest es nicht einmal, wenn ich ein schlechtes Gewissen habe. Ich bin für dich da, sagst du, du weißt es, Geliebter. Dann sage ich, aber ich, ich bin nicht für dich da, nur für die Bilder. Dann lächelst du, schüttelst den Kopf und sagst: so bist du mir immer unter den Augen.

Einmal habe ich von Dankbarkeit gesprochen, da wurden deine Augen schmal und dunkel vor Zorn. Ich will deine Dankbarkeit nicht, hast du gerufen, brauchte ich die, ich wäre längst auf und davon.

Da ist mal eine Frau mit dem Küchenmesser auf die Bilder ihres Mannes losgegangen, um sie zu zerfetzen. Hätte er eine andere, hat sie geschrien, wäre es leichter, denn die bleibt nicht für immer. Und einen Mann fand die Polizei, der hielt die tote Liebste im Arm wie ein Kind seine Puppe. Er hatte sie erstochen und sagte immerzu: Ich hatte so Angst, ich könnte sie eines Tages verlieren.

Wie oft ich das denke: Einmal wachst du neben mir auf, begreifst, daß dein Leben noch vor dir liegt und meines schon abgelaufen, stehst auf und gehst ohne ein Wort. Was solltest du

dann auch noch sagen? Ich fürchte den Tag, an dem du mich verlassen wirst. Aber ich wäre dir niemals im Wege, wie sollte ich das, ich säße doch vor meinen Bildern, bestimmt. Und ich weiß nicht, ob sie lebendig werden, wenn deine Liebe mich schützt, oder ausdruckslos, weil dies Haus ohne dich tot ist. Und wärest du tot und ließest mich hier zurück – doch warum denke ich das. Du lebst, liegst bei mir, ich spür deinen warmen Leib, der mich so glücklich macht und immer wieder von neuem uns Lust verspricht, du öffnest die Augen, siehst mich an, deine Lippen bewegen sich und reden zu mir in tonloser Sprache. Schlaf noch, Hendrikje.

1986

## Guckkasten

Der Guckkasten steht auf dem Markt. Neben dem Guckkasten steht ein Mann. Der Mann auf dem Markt spricht vom Guckkasten in der Welt. Denn der Guckkasten, sagt der Mann auf dem Markt, zeigt uns die Welt. Die Welt aber zeigt sich im Guckkasten, wie wir sie zu sehen wünschen. Bitte sehr.

Viel kann er bieten, der Mann mit dem Guckkasten auf dem Markt. Wir müssen nur unsere Augen weit öffnen, dann sehn wir das Ungewohnte, aber Gewünschte. Etwa ein Kalb mit drei Köpfen, das zu Frankfurt an der Börse spekuliert hat. Oder einen Meermann, der in Altona mit einem Meerfräulein gespielt vor aller Augen. Was Sindbad mit dem Ei des Vogels Rokh gemacht. Und der Mann auf dem Markt lehrt uns den rechten Gebrauch einer Mandarinenschaukel. Er zeigt, wie man einer Dame die sieben Köstlichkeiten zubereitet. Auserwählte, die dreifachen Eintritt bezahlen, dürfen den Honig auf den Lippen des Granatapfels schmecken. Sogar Belehrendes läßt er auf kolorierten Blättern lebendig werden: Wie einmal Beethoven auf der G-Saite mit Paganini Skat gespielt hat. Der Dritte war Schubert, der hat verloren.

Für die Alten, die erst am Abend kommen, zeigt er nur einen weißen Hintergrund, auf dem dann die Alten selber die Bilder ihrer Erinnerung projizieren. Einer hat während des Krieges nachts in Südfrankreich Kammermusik aus einem offenen hellen Fenster gehört und dabei geweint. Ein anderer atmet wieder den Duft aus dem Haar eines Mädchens, das vor sechzig Jahren neben ihm vor einem Schaufenster gestanden, das er aber nie kennengelernt hat. Eine Frau erlebt noch einmal die Seligkeit des ersten Kusses; eine Woche später war ihr Freund tot, gefallen im Krieg. Die Alten haben viele Kriege und

Katastrophen erlebt, darum verwahren sie die kostbarsten Erinnerungen ganz tief in ihren festverschlossenen Truhen. Am nächsten Tag ist der Mann mit dem Guckkasten fort vom Markt. Wahrscheinlich weitergezogen. Viele denken nun dankbar an ihn. Er hat ihre Phantasie und ihre Erinnerung zum Keimen gebracht wie jenes Korn aus den Pharaonengräbern, von dem oft erzählt wird. Wo der Guckkasten auf dem Markt gestanden hat, findet ein kleines Mädchen einen Smaragd. Guck mal, sagt das Kind, das ist ein Edelstein, den hat sicher der Guckkastenmann gestern verloren. Da schütteln die Erwachsenen den Kopf über soviel Unverständnis. Es ist eben noch ein Kind. Und das da ein Splitter grünes Flaschenglases, was sonst. Wie bist du nur dumm. Als das Mädchen weint, hat Großmutter sie beiseitegenommen. In ihrer Truhe verwahrt sie Rubine, gefunden im Steinbruch vor siebzig Jahren. Da war ich so alt wie du jetzt, mein Kind. Und niemand hat mir geglaubt.

1986



## Ein Brief

Einfach nur weiße Wand. Nur weiße Wand. Weiße Wand. Wand. Wand, vor der sie steht. Wand, vor der sie den Brief hält, weiß wie die Wand. Wand, die sich in ihrem Bewußtsein errichtet. Sie ist gerichtet. Nicht mehr gerettet. Karte an der gekalkten Wand. Karte mit Städten, Flüssen, Bergen, Seen, Straßen, Meeren. Sind übers Meer die Gewitter gewandelt. Ein Brief: Die Hoffnung. Ein Brief: Das Glück. Ein Brief: Das Ende.

Einfach nur weiße Wand. Alles gelöscht im Gedächtnis wie Kalk. Als hätte es niemals geleuchtet, gebrannt, geglüht. Ein Schlag vor den Kopf, und du hast alles vergessen.

Nur weiße Wand. Die Zimmer sind ausgeräumt. Keine Teppiche. Keine Möbel. Keine Bilder. Keine Vasen. Und keine Erinnerung. Die Mauern gekalkt. Sprachlos und kalt. Das Gehirn ist so leer wie die Zimmer. Geh aus mein Herz.

Weiße Wand. Die kann man beschreiben, bemalen, besingen. Aber es ist nur dein Echo. Deine Stimme. Nicht die andere, in der du dich wiedergefunden. Du rufst, und du antwortest dir von der Wand. Nur du. Du allein.

Wand. Du starrst auf den Brief in der Hand. Du wendest dich fragend zur Karte. Städte, Flüsse, Berge, Seen, Straßen, Meere. Wolken sind hier nicht vorgesehen. Kein Himmel heilt. Die Welt ist so leer, als wäre Gott in diesem Augenblick gestorben, aber die Engel wüßten es noch nicht.

Der Schlag der Uhr skandiert die Stille. Aus den Novembertropfen sind Januarflocken geworden, und wenn die Märzsonne sie trocknet, wird sie immer noch mit dem Brief in der Hand am Fenster stehen und gar nichts begreifen.

Amsellaut. Amselschwarz. Amselnacht. Merulo, denkt sie.

Merulo – Amsel. Flüchtender Schatten über der Wand. Das Konzert. Unsre Musik. Unsre Nacht. Nah wie nie. Die von Merulo. Die Musik und die Nacht. Amselschwarz. Amsellaut, Amselart. Ich gebe dir hier deine Briefe zurück. Zurück. Zurück die Erinnerung, die Nähe, die Wärme. Zurück gegen Quittung. Nun sind wir quitt. Liebe auf Widerruf. Nun ist das Unsagbare sagbar geworden.

Es ist besser wenn. Wir hätten nie. So laß uns denn.

Die Amsel vor der gekalkten Wand. Das hab ich Schwarz auf Weiß. Sei mein. Für immer. Auf alle Zeit. Die Amsel in der geballten Faust. Ich spüre dein Herz. Du bist frei. Ich halte dich nicht. Eines Tages wirst du gehn. Ja, eines Tages. Aber ich wollte nicht gehn. Du läßt mich frei, die nicht frei ist, zu gehn. Du hattest mich eingelebt in deine Wärme. Bleib, Amsel, bleib.

Sie kann es hören. Aber sie kann es nicht sehen. Ihre Augen schwimmen. Übers Meer, woher dein Brief gekommen, durch die Seen, über die Berge, den Flüssen entlang, über die Straßen, in die Städte, die Stadt, das Haus, den Raum, den Tisch. Nimm meine Augen, die du mir genommen, die ich dir gegeben. Ohne dich bin ich blind.

Die Amsel vor der gekalkten Wand. Vorm Fenster. Sie flattert. Zerstößt sich am Glas. Warte, ich öffne. Aber das Auge ist schon gebrochen.

1987

## Sommerlicher Regen

Von blaugeschuppten Schrägen  
Aus Traufendrang entriegelt  
Was tropft und tupft und taut  
Von Iris aufgewiegelt  
Und eingeritzt dem Spiegel  
Des Windfischs Widerrist  
Ins Lindenvlies geschlitzt.

1987

## Regenspur im Schnee

Landstriche, gezeichnet auf  
Gerauhten Bögen Schnees.  
Ein Wehen hat zu Tag  
Das Feld mit Sepia signiert,  
Doch hat zur Nacht wer  
Aus zersiebttem Himmel  
Darüber Gold gesät.

1987

## Hoffmanns Uhr

Als Hoffmann sich vor dem Schlafengehen vergewissert, ob seine Uhr aufgezogen ist, erschrickt er: Sie ist stehengeblieben, wiewohl er sie doch am Morgen wie eh und je aufgezogen hat. Er setzt den Schlüssel an und dreht, aber nichts: Er dreht, sie steht. So geh doch, liebe Zwiebel. Aber nichts: Er fleht, sie steht, hier liegt das Übel. Eine Uhr, die steht und nicht geht, auch wenn man sie dreht, ist ein Unglück, weil die Zeit aus den Fugen, selbst aus denen Sebastian Bachs, aber hier liegt der Fall noch viel tiefer. Die Uhr, eine schöne dicke goldene Repetieruhr mit zierlich klingendem Schlagwerk für die volle und für die Viertelstunde, ist ein Freundesgeschenk. Hippel, der Treue, hat sie ihm in Leipzig geschenkt, und ihr metallener Herzschlag solle ihn immer an den glutvollen Herzschlag innigster Freundschaft erinnern, so die Worte des Getreuen, der zwar kein Dichter ist, es aber herzlich gut mit ihm meint. Und Hoffmann hofft, gleich im Schlaf dem Paten Droßelmeier zu begegnen, der sich so trefflich aufs Kurieren kranker Uhren versteht. Den will er um Hilfe bitten.

Mit den Träumen hat es so eine eigene Bewandnis, wie wir alle wissen, und es darf wohl ein Wunder genannt werden, daß Hoffmann tatsächlich dem Paten Droßelmeier begegnet, denn die von einem Dichter erschaffenen Gestalten leben so wach in ihm, daß er ihnen fast nie im Traum begegnet. Hier aber begibt sich das kleine Mirakel. Doch, Hoffmann weiß es nur zu gut, der Teufel hat überall seine Haken eingeschlagen, an denen man unversehens hängenbleibt, auch und sogar in Hoffmanns Träumen, warum auch nicht. Denn der Pate Droßelmeier hält Hoffmann für seinen Traum. Was willst du, sagt er, du bist doch nur mein Traum und tust jetzt so, als sei ich deiner.

Liebster, sagt Hoffmann, dem immer sehr wunderbar zumute, wenn er einmal einer seiner Phantasiegestalten im Traum begegnet und dann vor ihnen artig den Hut lüpfte, Liebster, verspar dir für dieses eine Mal die Späße und werde ernsthaft, schließlich geht es um meine Uhr und ihre andere Zeit.

Weit, weit, schreit das Kleid im Leid beizeit, sagt Pate Droßelmeier, mein Traum heißt mich in Uhren stechen, weil ich dem Märchen entfliehen will, nein, weit aus der Zeit.

Pate Droßelmeier, fleht Hoffmann, sei doch nur einmal vernünftig, ich bin nicht dein Traum, vielmehr träume ich, dein Schöpfer, dich, du liebstes meiner Selbstbildnisse.

Risse, sagt Pate Droßelmeier, nichts als Risse, Risse im Hirn, aber für einen Traum bist du wunderbar absurd, so soll es ja sein, ein Traum von altem Schrot und Korn, von hinten wie von vorn.

Born, sagt Hoffmann, Bertrand de Born, er konnte Uhren besprechen wie andere Warzen oder Bücher und stach wohl in sie hinein, in die Uhren meine ich, wie du in die Bücher, ich meine die Uhren, pardon.

Besprechen? Gemach, sagt Pate Droßelmeier, das ist doch dein Metier, du besprichst in der Zeitung Beethoven, ich konnte es hören, aber ist er davon seine Taubheit losgeworden? Bei Warzen bewährt sich auch Schöllkraut, was kein Beethoven ertragen würde.

Könntest, sagt Hoffmann, könntest es du, lieber Pate, nicht einmal mit deinem Instrumentarium versuchen und in die Uhr nach deiner Weise stechen wie in ein Buch, eine Bibel etwa, die man durch einen Du Schemen von einem Traum, sagt Pate Droßelmeier, du Traum von einem Schemen, du Silbenstecher ohne Silben, geschweige denn Silber, siehst du an mir ein Instrumentarium? Gar meine bekannte blaue Schürze? Ich finde

allmählich, ich träume unter meinem Niveau, Zeit aufzuwachen.

Verlaß meinen Traum noch nicht, sagt Hoffmann, besieh meine kranke Uhr, sie ist doch von Hippel.

Deinen Traum, sagt Pate Droßelmeier, deinen Traum? Das ist doch zu arg! Vergiß nicht, daß ich es bin, der dich träumt, du schnarrender Narr.

Und böse geworden zieht Pate Droßelmeier einen silbernen Degen und sticht damit Hoffmanns Uhr mitten ins goldene Herz.

Hoffmann erwacht. Neben ihm tickt seine Uhr. Natürlich tickt sie, ich hatte sie aufgezogen wie eh und je. Nur im Traum war das Ticken verstummt. Wohl bleibt die Zeit dort stehen und nicht die Uhr, wenn wir gehen, aus der Zeit nämlich.

Wie konnte ich das nur vergessen, Pate Droßelmeier?

1988

## Der Dichter spricht. Eine Daguerreotypie

Der Dichter hat auf einem eisernen Gartenstuhl Platz genommen, rechts am Bildrand, denn der Besitzer des Gartens, in dem der Dichter gleich etwas vorlesen wird, möchte vorher noch eine Daguerreotypie aufnehmen für die Nachwelt. Nicht immer ist ein Dichter zu Gast. Und so bedenkt er den runden Rand des Bassins als Vordergrund, dahinter sitzt der Dichter mit aufgeschlagenem Buch und schaut bemüht über die Brille. Fräulein Anna hinter ihm im weißen Kleid, in der Linken einen zierlichen Sonnenschirm, gießt der Dame des Hauses noch ein wenig Kaffee in die Tasse, damit sie besser zuhören kann. Zur Linken wird das Ehepaar Frapanius – sehr wohl, der bekannte Architekt – vor einem weißen eisernen Gartentisch placiert, er sitzend, sie stehend, ihre Blicke gehen nach rechts zum Dichter. Zwischen der Dame des Hauses und Frau Frapanius ist eine durch den weißen eisernen Gartentisch bedingte Lücke, und die füllt nun im Vordergrund am Beckenrand die zehnjährige Bärbel, die sich sichtlich mopst und etwas mürrisch vor sich hin starrt. Sie wäre viel lieber ein Eis essen gegangen an diesem warmen Sonntag, aber nicht nur, daß sie als Staffage für das Erinnerungsbildnis gebraucht wird – wie herzig das Mädchen doch am Beckenrand sitzt, wird man hundert Jahre später einmal sagen –, ihr ist bedeutet worden, daß der Dichter ein berühmter alter Mann ist und daß sie, auch wenn sie vielleicht nicht alles versteht, noch im hohen Alter von dieser denkwürdigen Begegnung zehren wird. Den Hintergrund bilden, wie es sich geziemt, einige alte Bäume, von denen der Dichter gleich sprechen wird, wobei er mindestens dreimal das Wort »ehrwürdig« verwendet.



Ehrwürdig, denkt der Architekt Frapanius, der gestern gerade Streit mit einem Bauherrn gehabt hat, bei dem er auch noch verbindlich bleiben mußte, obwohl er diesem hirnrissigen Töffel am liebsten in den Hintern getreten hätte. Ehrwürdig, er würde es so wenig werden wie seine Häuser. Der Dichter liest unterdessen einige Verse voll guter Gedanken, die sich auch noch reimen.

Dieser Musiker mit dem gewellten Haar, der Cellist im Streichquartett vorige Woche, er geht der Frau Frapanius nicht aus dem Kopf wie der die Saiten greift und mit dem langen Bogen die dunkelsten Schluchzer seinem Instrument entlockt, ja, so gegriffen zu werden wie ein Cello, und Frau Frapanius wird ganz rot, was aber niemand merkt, weil alle Augen auf den Dichter gerichtet sind, der vom Purpur der Lust und der Nacht liest.

Der Kaffee ist zu dünn geraten, was die Dame des Hauses ärgert, denn was muß der Dichter von ihr denken. Fräulein Anna hat das richtige Aufbrühen noch immer nicht gelernt, sie mahlt ja auch die Bohnen lieblos genug. Die Dame sieht auf das Bärbelchen und denkt immerzu an diesen alten Kanon »Nicht für Kinder ist der Türkentrunk«. Man muß aber dem Kind deutlich sagen, daß es nicht so betont gelangweilt in der Nase bohren darf, wenn im Garten ein leibhafter Dichter liest. Irgendwas von einem Genius über dem Wasser spricht er, sie muß sich jetzt wirklich auf das Zuhören konzentrieren.

Fräulein Anna, die den Sonnenschirm abgelegt hat, weil ohnehin keine Sonne scheint, malt sich – der Dichter hat da gerade etwas von einer ausgegossenen Schale des Zorns gelesen – sehr sorgfältig aus, wie herzstärkend es sein müßte, der Dame des Hauses etwas heißen Kaffee ganz wie zufällig in den blanken Ausschnitt zu gießen. Das Gekreis der Alten müßte wonnig

sein. Und der Dichter liest etwas von einem starken Wind, der den Spiegel des Wassers kräuselt.

Das Bärbelchen, das dem entgangenen Eis nachtrauert, fragt sich wütend, warum eigentlich diese Erwachsenenwelt so grauenvoll langweilig ist. Waren die denn niemals Kinder? Und wird sie, einmal selber erwachsen, auch so stinklangweilig werden? Was liest dieser blöde Dichter da vom starken Wind? Und das Bärbelchen ergötzt sich an der Vorstellung, irgendeiner würde in dieser Dichtersonntagsnachmittagskaffeerunde selber einen starken Wind entweichen lassen, der Bewegung in die Gesellschaft brächte, da hätte es doch wenigstens etwas zu lachen. Für seinen glucksenden Freudenlaut erntet das Bärbelchen von allen Seiten strafende Blicke.

Der Dichter fühlt sich leicht irritiert. Dem ungezogenen Balg sollte man auf der Stelle den Hintern versohlen; dem offensichtlich überhaupt nicht zuhörenden Architekten einen Sprengsatz in den Neubau legen, seiner Frau sagen, daß jede Kuh intelligenter aussieht, der Dame des Hauses in den elend dünnen Kaffee spucken, in dem sie so aufdringlich und laut rührt, dem Fräulein Anna den Sonnenschirm zerbrechen, damit sie mit diesem Beschäftigungsutensil nicht länger herumfuchtelt, und dem lichtbildenden Hausherrn Magnesiumpulver in die Hose streuen und anzünden. Warum sitze ich hier als Renommier- und Fotografierobjekt, während ich meine Gedichte herunterbete, die sie erstens nicht verstehen und zweitens auch nicht des Hörens für wert befinden, Bagage, elende.

Nun reicht's aber, ruft er überlaut und wirft seinen glühenden Zigarrenstummel in das runde Bassin mit den fetten Goldfischen und ärgert sich, daß es nur wenig zischt. Tatsächlich aber hat er sich das nur für einen Augenblick so vorgestellt,

außerdem müßte man des besseren Effekts wegen das Buch hinterherwerfen, aber das ist zu teuer. Ein schönes Bild, sagt der Hausherr. Ja, sagt die Hausfrau, und so edle Gedanken. Es weilt eben ein Dichter unter uns.

1988

## Im Regen

Der seit der Frühe gleichmäßig fallende Regen gab dem Tag den Charakter alter Grisailen. Die Wolkendecke tat sich nicht auf, das Geräusch des niederströmenden Wassers machte die anderen Laute undeutlich.

Während er am Fenster stand und die Spur der kleinen Rinn-sale, die der Struktur des Kopfsteinpflasters folgten, mit den Augen nachzeichnete, fragte er sich, was wohl Chopin zu seinem Regentropfen-Prelude inspiriert haben mochte. Ihm fiel ein Gedicht ein, das er irgendwo einmal gelesen hatte: »Wenn der Regen auf dem Feigenbaum Chopin präludiert.« An diesen Vers erinnerte er sich. Aber hier wuchsen keine Feigenbäume. Nur Lampen, Straßenlaternen, große gläserne Kugeln, aufgereiht vor der Häuserzeile.

Lange starrte er auf eine dieser Glaskugeln, über die das Wasser lief und in immer gleichbleibendem Takt abtropfte. Sie stand nah seinem Fenster, und in ihrem Glas sah er sich winzig abgespiegelt. Und je mehr er den Blick in diese Kugel versenkte, desto stärker zog es ihn in ihr Glas hinein, bis schließlich sein Körper als eine leblose Puppe am Fenster verharrte, indes er selber vervielfältigt durch die aufgereihten gläsernen Kugeln wanderte, geschmiegt in ihre bauchigen Wandungen und die Welt zur durchsichtigen Kuppel geründet erblickte, über deren Haut es tropfte und tropfte und er mit jedem Tropfen ein Stück seines Selbst verlor, als flösse sein Blut tropfend aus ihm, so daß er neben seinem Körper am Fenster – und der stand dort noch immer – gleichzeitig weitere Körper in den Glaskugeln zurückließ, indes er selber verfloß.

Ich finde nie mehr zurück, dachte er, als er sich mit dem Regen vermischte und davonrann und einen letzten Gedanken darauf

verwandte, ob er nun in der Kanalisation wohl dem einbeinigen  
Zinnsoldaten begegnen werde in seinem papierenen Kahn.

1988

## Erster Schneefall

Die Welt verweht.  
Auf einmal gewinnt  
Die Stimme Gewicht.  
Vogelleicht schweben  
Vermischte Vokale.  
In deiner Einsilbigkeit  
Bilden sich Worte.

1988

## Winterliches Jagdschloß

Der Atem raucht vom Mund  
Wie vergossenes Blut im Schnee,  
Als dampfe noch die Pulverpfanne  
Zwischen Täter und Opfer, Lunge und Herz.  
Aufgereiht dauern sterbliche Überreste:  
Die Gehörne, die Geweihe,  
Der Gehörnten, der Geweihten.  
Decolletés verblaßter Damen,  
Unter Lüstern kam der kleine Tod.  
Die Strecke gelegt und verblasen.  
In den Parforcehörnern gefror  
Erstarrte Jagdlust, in den Betten  
Die rosigen Muscheln geschlossen.  
Das Geschröt der Keiler aus Blei.

1993

## Verschneite Kapelle

an den wänden sind die heiligen  
von gebeten ausgeblüht  
abgewaschen von gesängen

aus den längst verstummt mündern  
morschgewordener apostel  
abgeschliffen von gewänden

an den schlechtverschlossnen türen  
sind die finger unsres Herrn  
abgeblättert von den kreuzen

ist das blut des menschensohnes  
sind die tränen seiner mutter  
abgelassen von den sünden

wenn der schnee die stille sammelt  
aus den leeren opferstöcken  
abgehalten letzte messe

für die seelen der gegangnen  
für das flehen weinen danken  
abgesungen von den toten

schrein aus stein in finsternissen  
der verirrt und verwirrt  
keine spur weist hier zurück

1998



## Lied im Schnee

sieh so hat alles seinen  
ihm zugemessnen ort wir  
kommen oder gehen

die schafe sind im pferch  
die bienen sind im korb  
was kann uns da geschehen

die welt so winterlich  
der wirt so wunderlich  
streut futter für die krähen

für uns das gute feuerchen  
die kloben im kamin  
da mag der wind nur wehen

wir trocknen unser nasses zeug  
die Greta spielt mit unserm hund  
läßt ihn ihr kätzchen sehen

dezemberlich der trübe tag  
bezuckert weiß bestäubt  
den wollen wir bestehen

mit einem heißgewürzten wein  
den wir aus Limburg mitgebracht  
duc de Berry wir grüßen dich

1998

## Smaragddrache

mit dem smaragdgeschuppten leib  
der lohe schein rubinenblut  
die krallen diamanten

zieht er die spur auf deiner haut  
in tagen nächten ohne maß  
wird er das herz dir stärken

er glüht auf deinem zarten fleisch  
hat deine hügel nicht versehrt  
läßt deinen wald nicht brennen

gewähr ihm schutz in deinem duft  
gönn seinen augen deinen kuß  
ihr blick wird dich bewachen

verlaß ihn nicht er bleibt dir treu  
scheucht dir die angst aus deinem traum  
er kann die schrecken wenden

leg auf die zunge ihm den schlaf  
der sprachen kundig ohne zahl  
wird er dein glück besprechen

er sieht der vögel zug durchs land  
hat selbst die flügel ausgespannt  
doch bleibt in deinen händen

1998

## Musik unter der Kuppel

hell dein aufgang hell dein ausgang  
rosen sollen dich begleiten  
lorbeer in der schmalen flamme

soll die luft zum brennen bringen  
um die wölbung auszumessen  
abzuwägen unwägbares licht

in dem gang der quarten quinten  
überwölbt ein schimmer stimmen  
die das makellose binden

frag nicht wie die kuppel schwebt  
frag nicht wie die zahlen sich  
in dem rhythmus so verweben

daß der dom zu singen anhebt  
seine wände tanzen wollen  
musica caelestis Dufays

tore türme zieht es aufwärts  
eine stadt will sich behüten  
ihre bogen ihre brücken

in dem klangentfachten lobpreis  
aus der mitte ihres herzschlags  
unterm glanz aus rosenglut

1998

## September gemalt

so klar sind niemals blau und gold  
in den kalender einmal eingefangen  
der güldenglanz auf deinem haar lsöt

den gab der sommer dir zum helm  
der seine julilust darin vergaß  
in blauer flamme ausgeglüht

das feuchte gras vom tau gekühlt  
freut sich an deinem nackten fuß  
sterndolden duften dir zum gruß

gleichwohl auf erden wie am himmel  
die mücke bleibt im zähen harz  
versiegelt für die ewigkeit

dich aber kann nichts bannen  
nicht deine warme samtne haut  
nicht deine festgewölbte brust

die lippen und der wimpern schlag  
und daß dir nichts davon bewußt  
woran wir uns nie sattgesehen

des alten malers augenlust  
der ein septemberbild gemalt  
den winter zu bestehen

1998

## Sterndeuter

die welt geht ein in ein kristall  
ich seh die lichter überm fluß  
den lidschlag Gottes in der nacht

die kuppel über mir gewölbt  
wo der zodiacus sich formt  
und musica caelestis tönt

auf leeres blatt fixierter stern  
der weg das ziel gezeigt im haus  
vom azimut bis zum nadir

die zahlenordnungen gereiht  
das ist gesetz von anbeginn  
in unser herz tief eingepflanzt

daß dies am himmel aufgestellt  
dem harschen erdenlos entspricht  
und eins das andere verlangt

ist dies die harmonie der welt  
was rechenkunst uns weisgemacht  
und ein papier zu fassen glaubt

von wille und gesetz geprägt  
schien es mir einst gewiß zu sein  
gewähr mir Gott am ende nur die gnade

1998

## Alter Poet

an manchen tagen mit Vergil zu tisch  
die verse nachgeschmeckt im pergament  
die kleine zahl bedacht die große gleichung

Ovid die hand geküßt und sich gewünscht  
der götter lust sei menschen ein gebot  
in wollust enden bleibe höchstes ziel

Horaz verehrt und seinen hellen geist  
der ode spiegelschliff zu sein  
die welt zu bündeln ehe sie zerfällt

so spürt ich ernst und lust und fürchte nur  
den garten zu verlassen der mir hort  
und einem dichter zuflucht bis zum tod

so bist du eine welt ein wort ein vers  
dem maler freund ein wahrer zwilling fast  
und nie hast du den musiker verstört

auf festen bliebst du stets ein rarer gast  
zum kreis der großen zähltest du noch nie  
und wo du vortrugst blieb das forum leer

gewährt war ein bescheidnes ansehen nur  
die freundschaft mit Vergil Ovid Horaz  
und was dir Gott zum träumen übrigließ

1998

## Illuminierter März

der tag vom regen reingewaschen  
das blau des himmels ausgedünnt  
die luft vom erdgeruch gedüngt

der aus der frischen furche dringt  
indes der bauer die gespanne führt  
der sämann seine aussaat vorbereitet

der winzer seinen rebstock schneidet  
da nimm du maß an weißen mauerbändern  
die sich der sonne morgengabe sammeln

das blitzen alter wetterfahnen setzt  
auf schiefersatten dächern die akzente  
und tore öffnen weit das breite maul

die eingelaufenen wege zu verschlingen  
so hat es Melusine auch geschaut  
den märzenhauch auf nackter haut empfangen

als er das offene fenster zart durchdrang  
und helles wasser ihr geheimnis barg  
das den verratenen leib liebkoste

wie schnell der laut des jammers schwand  
wie tonlos der verrat verhallt  
nun schwebt sie über Lusignan als goldner drache

1998

## Lied für den Herbst

du gehst der sommer fährt dahin  
wird blaß verwelkt verfällt  
was blieb schrumpft ein zur miniatur

die eingesagt im codex übersteht  
das schweigen wächst der vögel ruf  
macht stille unserm ohr vernehmbar

du hörst der fahrenden gesang  
*ein mann mit blauer sandelbinde*  
*will träume sammeln für den winter*

es hat musik den himmel ausgemessen  
die ordnung der gestirne abespiegelt  
auf erden in die stimmen eingefügt

und weiß doch nichts von deiner haut  
von deiner stimme deinem mund  
von deinem fuß im falben staub

und wie du damals mich behext  
du hast es nicht einmal gehnt  
da du mich niemals wahrgenommen

so warst du mir und bist es noch  
die Nicolette mit den hellen augen  
und mit dem zarten schwarzen achselhaar

1998



## Deiner gedenkend

ob ich dich unter den bäumen gesehen  
am see die hände getaucht in das wasser  
dein helles haar von der sonne entfacht

oder im dämmer der katedralen  
im zwiegespräch mit steinernen engeln  
versunken im klang der musik

und sah dich fortgehn an einem abend  
heimgekehrt aus den dunklergewordenen  
schatten zurück in das mildere licht

oft hat deine hand die angst mir genommen  
doch konnt ich dich nie vor der deinen bewahren  
dein sterben ließ mich auf erden allein

nun begleitet mich ferner gesang  
vergangener stimmen und sprachen  
es birgt dich das schwanken von zweigen im wind

der duft des frischgeschnittenen grases  
der libellen figuren die du so liebtest  
der blaue schimmer der iris am teich

nah den flüchtigen fährten der fische vielleicht  
sahst du ihr bild eh der atem dir stillstand  
dein name mein letztes wort im sterben dereinst

1998

## Meerfahrt der Heiligen

als sie am dritten tag auf einem floß  
getrieben die fünf heiligen mit magd  
in wind und wasserwüste ausgesetzt

entsann sie sich daß auch ihr name  
*das bittre meer* bedeute und zugleich  
*erleuchterin* es sprachen später fischer

vom glanz den sie zur nacht gesehen  
ein meeresleuchten unerklärlich ihnen  
nicht ahnend daß der schein der heiligen

wie kleine monde meer und floß beschienen  
und auch die auralose magd erhellen  
die solche gnade unverdient empfing

weswegen sie der maler auch vergaß  
so blies der wille Gottes die gesegneten  
Massiliens hafen ganz getrost entgegen

wo die erleuchterin in traumgesichten wirkte  
sie die einmal die füße des gesalbten  
mit ihren tränen reingewaschen hatte

und trost empfing wonach ihr viel vergeben  
da sie einst viel geliebt so leuchtet sie  
mit ihrem schein uns sündern und betrübten

1999

## Verbrannte Kirche

in diesem Winter bleibt Gott unbehaust  
auf der madonna scheitel liegt ein reif  
für keinen stifter flackert eine kerze

vielleicht steigt das gebet nun reiner auf  
nachdem der rote hahn im dach gekräht  
an des apostels schwur uns neu erinnert

mag sein es reicht schon dieses quentchen frost  
das bild der heiligen so frisch zu klären  
dem schein um ihren häuptern glanz zu leihen

und schnee zu legen über rost und glut  
Gott ließ es zu daß Ihm das haus genommen  
wer also hat den funkenflug gewährt

verwirrt sind die propheten in gewänden  
die frommen knochen in den grüften ächzen  
nicht länger traut der tod noch seiner sanduhr.

der crucifixus in der höhe asche  
altäre und reliquien verschmort  
im rest des chors ein offnes grab gegraben

das ewge licht zieht in ruinen ein  
erwählt das elend sich zum heiligtum  
und unser aller qualen sich zum segen

1999

## Alter Schreiber

verwahr die wörter ehe sie verschwunden  
schreib auf was an die zukunft schon verloren  
bist du nicht mehr dann wird es auch nicht sein

weil dir so viel genommen willst du alles  
behalten bis die sprache dir vergangen  
doch nichts wird mehr dein leben überdauern

du siehst den spinnen zu bei ihrem weben  
und denkst du hast es nie erreicht ein netz  
zu knüpfen aus dem nichts mehr fällt

du zählst den sand in deinem stundenglas  
sekundenfall kannst du noch immer hören  
das einsame gespräch führst du mit dir

dem stummen widerpart in deinem schweigen  
da schon so lange niemand mit dir spricht  
vermauert in der echolosen stille

erinnerung verwahrst du bis zuletzt  
und ziehst die summe abgspulten lebens  
geschmack des todes auf verdorrtem mund

du weißt an einem abend kommt der engel  
und spricht zu dir du darfst nach hause gehn  
den schnee lernst du nun endlich buchstabieren

1999

## Namenloser Maler

er malte noch als er schon längst vergessen  
den engel der verkündigung den tanz  
der Salome die königin von Saba

Mauritius den schwarzen heiligen  
den mohrenkönig Balthasar im schnee  
die frommen stifter und die rüden ritter

den spiegelglanz im stahlblau einer rüstung  
reflex im glas auf einem bord mit kerze  
den lilienstrauß zu Füßen der madonna

vermachte seinen augentrost den schülern  
getaucht in die lasur des lichts getränkt  
vom morgenglanz der unerschöpften gnade

die tafel noch am letzten tag grundiert  
das blau aus lapislazuli gerieben  
dem firnis abendgold hinzugefügt

unzeitgemäß wie alles was er schuf  
ein fünkchen fern der aura der berühmten  
befreundet mit dem alter und dem tod

er ist in seine bilder eingegangen  
den namen abgelegt in erdenzeit  
bereit für jenes ungeheure licht

1999

Quartett d-moll

Du vor dem Spiegel  
Das Haar auskämmend  
Die Finger prüfend  
Im Gesicht, darunter

Die Spur von Schuberts Violoncello.

2002

## Telemanns Testament

Da ich die Signaturen  
Der Rose, der Erde, des Regens  
Nicht zu vollenden vermochte,

Den Schauer des Mondes verfehlte,  
Den Pfeilen der Sonne nicht standhielt:

Werfe ich ab den verblichenen Ruhm  
Im Aufgang des unendlichen Klangs.

2002

## Gotische Kapelle

Im Gewölbe, blau ausgemalt,  
Der Riß im Himmel,  
Ein schneeiger Blitz.  
Seid behütet, ihr Heiligen.

2002



Musik in der Krypta

Die Rosen illuminiert,  
Die Kerzen verdunkelt,  
Die Schatten erhellt,  
Den Stein gehoben:

Still, Josquin redet in Zungen.

2002

## Im Münster zu Doberan

Welcher Klang in die Steine gepflanzt,  
Welche Stille im Mörtel verbaut,  
Welche Dornen geordnet zum Maßwerk,  
Welche Federn geflogen zu Pfeilern,  
Welches Licht rein vergossen vor Gott,  
Welches Herz ihm bereitet:  
Was fürchten wir noch?

2003

## Süddeutscher Friedhof

Hierher der letzte Schritt,  
Danach schon der erste.  
Grüß Gott; das will ich.  
Was sollte ich fürchten?  
Willkommen Tod voll der Gnaden.  
Mach mir den Abschied  
Wolkenleicht.

2004

## Vermeers Frauen

In ihren wasserhellen Augen  
Treiben Landschaften  
Wie Segelschiffe.  
In ihren Briefen verschwiegen:  
Verwehrte Gelüste.  
Schmerz versteint  
Lapislazuliblau.

2005

## Marginal

Ein Poet in der Landschaft  
Wie ein übriggebliebener  
Alter Meilenstein in  
Verwitterter Patina.  
Seine vergessenen Verse  
Fahren in einer Kalesche voll  
Geschredderter Illusionen.

2005

Mai

Nur einen Herzprung  
Vom Juni.  
Der Mai bündelt Licht  
In diesen Tagen  
Bis zum Übermaß.  
Das Brennglas sengt  
Die kalte Sophie.

2006

Juni

Das samtene Trommeln  
Auf Gläsern und Gräsern  
Der Juni-Regen wiegt  
Den Rhythmus des Sommers  
Gedämpft in den Zimmern.  
Weißhaarige wispern.  
Zeit webt die Spinne.

2006

Juli

Der schenkt voll ein.  
Nie ist der Abendwein  
Dem Gaumen zärtlicher.  
Nachtkerzen leuchten  
Der Jungfer im Grünen heim.  
Die Erinnerung verbrennt  
Ihre blutigen Hemden.

2006



Gotische Rosette

Beständig blüht das  
Vergängliche nur im  
Unendlichen Kreisen  
Des ewigen Heils.

2006

Musik im Schloß

Die Gamben zitieren  
John Dowlands Schwermut.  
Von fünf Stimmen  
Sind wir leidvoll getröstet.

2006

Abends

Der Tag verabschiedet sich  
Im Diminuendo  
Dunkelnden Lichts  
Karmesin con sordino.

2006

## Landschaft bei Bengerstorf

Das plane Land mit Wiesen, Wald und Mais,  
Mit Gerste, Roggen, Raps, die Böden sandig,  
Geteilt durch Abflußgräben nach der Schnur,  
Und Bäume ziehen im Spalier zum Horizont:  
Geometrie der stacheldrahtumschnürten Koppeln,  
Mit Kühen, Pferden, Schafen statisch aufgestellt.  
Wenn abends dann die Sonne abwärts steigt,  
Birst Licht in einer Eruption aus Gold und Grau;  
Die Erde schweigt, von Stille überflutet,  
Als zöge plötzlich eine Montgolfière drüberhin.

2006

## Epitaph

Auf meinem Grab  
Keine Verse  
Wie ewiger Schnee.  
Aber einige Takte  
Aus Quartetten Telemanns  
Dürften grünen und knospen.  
Da wäre mir wohl.

2007

Flaute

Das unerlöste Schiff  
In Stille und Nebel  
Wie einversiegelt  
In seinem Verschwinden.

2008

## Alpin

Ein Sägerücken gleich  
Einem Zackenbarsch,  
Die gefrorene Luft sich  
Schneidend als Eis  
Aus dem Firnlicht:  
So sing ich die Höhen  
Als gläsernes Meer.

2009

## Schmelze

Von allen Gipfeln  
Rufe wie Feuerräder  
Zu Tal die ihre  
Zeichen fräsen ins  
Schneegeland unterm  
Donner der silbern  
Stäubenden Eisdrift.

2009



## Zeitvoll

Der Fels, ausgehöhlt von Tropfen  
Im Takt ausbleichender Zeit,  
Gehärtet in ihrem Widerschein,  
Sprachlos von Anbeginn schon,  
Da doch so vielerlei Zeichen  
Ins Licht gewiesen standen;  
Die aber zeitvoll.

2009

## Vergeblich

Kastellan im Luftschloß  
Auf wankender Veste so  
Wenig verlässlich gegründet.  
Verflogen die Schlüssel.  
Da such ich die Fenster  
Da such ich die Türen und  
Weiß doch nicht einmal das Wort.

2009

## Ein Morgen

Vielleicht halten alle hallenden Stimmen  
Uns fern vom Schweigen der Schöpfung,  
Und ihr seid Gott näher:  
Schlange, Falter und Fisch.

2009

Erwartend

Küstenlängs beim  
Ablandigen Wehen  
Die Segel gesetzt im  
Frührot auslaufend  
Zum Port Avalun:  
Geheimnisse schmecken  
Jenseits der Karten.

2009

## Für Henry Purcell

Licht Licht Ströme von Licht  
Ausgegossen in Finsternissen  
Den ewigen Dank zu erhellen

Geläutert im Saft der Streicher  
Gedämpft von den Pauken  
Gesalbt von Oboen

Hineinverwoben im Grund  
Verblichenen Gambengeflechts  
Aus dem Frühdorn

Was tönt welche Stinme  
Zu deuten so mächtig  
Im Sinne der Wesen

Doch sind dort Füße gegangen  
Auf harschem Schnee  
Aus dem verlorenen Winter

Zerbrochene Hände gerungen  
Unter den Tränenflüssen  
Erlittener Qualen

Auf daß Gnade zufalle dem Land  
Das Gelächter von Geistern zerscherbe  
Im Erbarmen gesegneten Schmerzes.

2010

## Burgundischer Gobelin

Wie nah an Broceliande  
Ein Widerwald gewoben von  
Lanzen Bannern Helmgezier  
Die Wappen alterszart  
In Harnischen gespiegelt  
Schabracken goldverbrämt  
Gezelt aus grüner Glut  
Durchlässig für das Sterben  
Gepanzerte Gewalt  
Von Eisenlust gewogen  
Am Widerrist der Hengste  
Das todgestählte Wehrgehenk  
Blutroter Widerschein  
Zur Erde geronnen.  
Im Feuer vergoren  
Aus Helmen getrunken  
Aus Knochen gelöst  
Das Gekröse der Pferde  
Um Lanzen gewickelt  
In einem Gespinst  
Tonloser Schreie  
Zertretener Gurgeln  
Verklumptem Geweb  
Das Antlitz des Herzogs  
Im gefrorenen Weiher  
Nicht mehr erkennbar  
Die kühne Legende  
Verwest.

2010

## Altwerden

Die schlaffe Haut, die sich malade fühlt,  
Und nicht mehr junges Fleisch genießt,  
Die sich verfleckend braun verfärbt,  
Verwelkt, aufblättern, wundvernäht:  
So ziehst du deine Summe jede Nacht  
Und bilanzierst die Fäulnis trübelang,  
Daß dir am Ende nur Verwesung bleibt.

2010

Mag sein

Mag sein daß am Ritterspornblau  
Die Geister von Einstmals weben  
Im Gewirr luftiger Lanzen  
Und Schwertern im Frühlicht  
Da würde denn das Verlorene  
Aufgewogen im Kolorit  
Ganz wie vordem.

2010



## Erdkreis

Das schöne Wort Erdkreis  
Drin unsre Existenz  
Fest eingeschlossen  
Wir im Unbehausten  
Dennoch behaust sind  
Weil uns das Göttliche  
Gebar und geleitet.

2010

Weit

Die rastlosen Schwärme  
Der Vögel im Herbst  
Das ist der Aufbruch  
Ins fremd Bestimmte  
Auf dessen Hügeln  
Der geklärte Blick  
Wimpernlos glüht.

2010

Altsein

Beim Erwachen morgens  
Dieser Metallgeschmack  
Im Mund: Charons  
Fährgeld, denke ich.

2010

## Greise Frühe

Dies Licht, das aus dem Fenster bricht,  
Mit schrillum Weiß mich zu entkleiden,  
Der Schatten, dessen Linie scharf  
Im Auf und Ab die Haut graviert:  
So stieg ich aus dem Schlaf hinauf  
Und fand die Brunnen schon versiegelt.  
Dies hat den Morgen mir vergällt.

2010

## Vor dem Gewitter

Als wäre Regen gefallen  
Zittert der Luftstrom  
Seltsam un schlüssig.  
Aber die Erde zuckt  
Unterm Wetterleuchten  
Trockenen Munds  
So voller Durst.

2010

## Leben

Leben: ein sich immer  
Wiederholender Abschied  
Von Insel zu Insel  
Von Tod zu Tod.  
Beständig wie Schnee.

2010

## Herbst im Hafen mit Dürer

Noch einmal zugewinkt und dann vorbei;  
Ein schrilles Wiehern, schimmelweißer Blitz  
Und schwebend pralle Wolkenballen.  
So ging mir einst der Herbst entzwei,  
Der uns mit Opulenz versah,  
Doch maß mit Maßen einerlei.  
Ein Segler voller Konterbande  
Mit Stille rund beladen bis zum Rand  
Liegt für den Zeichner als Modell bereit,  
In Dürers Augenschein gebannt.  
Das letzte Herbstfragment ist sorgsam noch  
Vom Hafenmeister unter die Galionsfigur  
Geklebt. Und gründlich abgekratzt  
Vom glattgewaschnen Bug die Abschiedspur.

2011

## Alternder Maler

Er malt  
Das Skelett einer Amsel  
Die Vergeblichkeit des Flugs  
Im Fuß.

2012



Zeitlich

Zwischen Stein und Stern  
Ein Abzählvers zum Sterben  
Solange der Atem währt  
Und uns Willen vortäuscht  
Gewonnene Freiheit  
Die in der Sanduhr verrinnt  
Im Machtwort der Zeit.

2012

## Wunsch

Im Alter zu wünschen  
Nur noch das Licht  
Claude Lorrains  
In reinem Geist  
Und das Vermögen des Worts  
Musik buchstabieren zu können  
Rückverwandelt den Klang ins Bild.

2012

## Versiegelt

Einen Wimpernschlag lang  
Der verwelkte Gedanke  
Das verschwiegene Wort  
Die versiegelte Liebe  
Und doch so wirklich  
Wie alles im Schweigen  
So fest Verschlüsselte.

2012

Bergwärts

Aus dem Sturz  
Durch aufgerissene  
Harsche Schneewolle  
Ins blaue Nichts:  
Da ward Himmel  
In Scherben zerlegt:  
Fragmente eisig verspiegelt.

2012

Adriaen Coorte malt

Spargel kräftig und Aprikosen  
Pfirsiche zärtlich gekerbt  
Vor der Gravur aus Gerippen.  
Liebkosend berührte  
Frucht der Versuchung  
Vom leiblichen Paradies  
Ein Stück Himmel.

2012

## Sonntag mit Rameau

Beim Erwachen dieser rote Rock  
Von ihm, die Geige im Arm, voici!  
Zum Frühstücksei *La Poule*,  
Frisch aus dem Cembalo.  
Sein greises Haar entlehnt  
Von der Gambe das Silber.  
Die Völker exotisch empfunden.

2012

Ich weiß

Erinnerungen wie ein  
Verhallendes Jagdhorn  
Im Nebel verweht.  
Aber ich trage sie dennoch  
Körperlos mit mir  
Als fremden Duft  
Abgelöst von mir.

2012

Zeit

Die Sanduhr kennt  
Keine Fermate.  
Sie mißt dein Sein  
Abwärts fließend.  
In allen Spiegeln wird  
Das Altern registriert.  
Du entfliehst nicht.

2012



## Jagdzeit

Denn da klangen Hörner und Rufe  
Bisweilen auch hinter dem Wald  
Und Schüsse und Schreie halfen  
Die Strecke verblasen  
Den Tod geschmückt  
Mit gehechelten Zungen  
Und Musik zum Verrecken.

2013

## Anmerkungen

- S. 11 Variation: Das Motto entstammt Vergils *Georgica* (IV, 146) und lautet in der deutschen Übersetzung von Johannes Götte: »Und Platanen, die wölbig rings schon Zecher umschattet.«
- S. 16 Henry Purcell: Englischer Komponist (1659-1695), Fantasien für Gamben, Oper *Dido und Aeneas* (1689).
- S. 22 John Dowland: Englischer Komponist (1563-1626), Werke für Laute und Lautenlieder. (Ayres), Variationen *Lacrimae or Seaven Teares* (1604) für fünf Gamben und Laute. In der Sammlung enthalten ist sein musikalisches Selbstbildnis *Semper Dowland, semper dolens*.
- S. 23 Claude Lorrain: In Rom lebender französischer Landschaftsmaler (1600-1682).
- S. 26 Schloß Arenenberg: Ein im Schweizer Kanton Thurgau am Bodensee gelegenes kleines Schloß aus dem 16. Jahrhundert, das Hortense de Beauharnais, Adoptiv- und Stieftochter Napoleons und von 1808 bis 1810 Königin von Holland, 1817 kaufte und wo sie 1837 starb.
- S. 44 Heimkehr der Schiffe: Willem van de Velde, niederländischer Marinemaler (1633-1707).
- S. 69 Auf den Tod einer Infantin: *maioresque cadunt altis de montibus umbrae* – Zitat aus Vergils *Bucolica* (I, 83) in der deutschen Übersetzung von Johannes Götte: »Größer fallen vom hohen Gebirg und dunkler die Schatten.«

- S. 93 Hoffmanns Uhr: E.T.A. Hoffmann hatte im Juli 1814 von seinem Freund Theodor Gottlieb von Hippel eine goldene Repetieruhr geschenkt bekommen. Der Pate Droßelmeier ist eine autobiographische Züge tragende, des Reparierens von Uhren kundige Gestalt aus Hoffmanns Märchen *Nußknacker und Mausekönig*.
- S. 105 Lied im Schnee: Das Gedicht wurde angeregt durch das Monatsbild Februar im Stundenbuch des Herzogs von Berry, vermutlich gemalt von Paul von Limburg und seinen Brüdern, die von ihrer Schwester Greta begleitet wurden.
- S. 107 Musik unter der Kuppel: Der Florentiner Dom Santa Maria dei fiore (begonnen 1286) wurde am 25. März 1436 nach der Vollendung seiner von Filippo Brunelleschi geschaffenen Kuppel von Papst Eugenius IV. geweiht, der für den Hochaltar eine goldene Rose stiftete. Guillaume Dufay (der Name wird dreisilbig Du-fa-y ausgesprochen) komponierte für die Domweihe die Motette *Nuper rosarum flores*.
- S. 111 Illuminierter März: bezieht sich auf das Monatsbild März im Stundenbuch des Herzogs von Berry mit dem Schloß Lusignan, das nach der Sage von der Schönen Melusine erbaut wurde, die auf dem Bild als goldener Drache über dem Schloß schwebt.
- S. 112 Lied für den Herbst. »Nicolette mit den hellen augen« aus *Aucassin und Nicolette*, französische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.
- S. 114 Meerfahrt der Heiligen: Nach einem Flügel des Tiefenbronner Altars (1431) von Lukas Moser. Die Legende dieser Meerfahrt wird in der *Legenda aurea*

- (1263/73) des Jacobus de Voragine im Kapitel *Von Sanct Maria Magdalena* erzählt.
- S. 121 Musik in der Krypta: Josquin, der Komponist Josquin Desprez (1440-1521).
- S. 130 Musik im Schloß: John Dowlands Variationenwerk für fünf Gamben und Laute *Lacrimae or Seaven Teares figured in Seaven Passionate Pavans* (1604).
- S. 157 Adriaen Coorte malt: Der niederländische Stilleben-Maler Adriaen Coorte, tätig zwischen 1683 und 1707.
- S. 158 Sonntagmorgen mit Rameau: Der französische Komponist Jean-Philippe Rameau (1683-1764). *La Poule* (das Huhn), Titel eines Cembalostücks von Rameau.



*Eckart Kleßmann, Büste von Manfred Sihle-Wissel, 2006,  
Bronzeguss im Städtischen Museum Lemgo.*

## Nachwort

Als vor einigen Jahren eine umfangreiche Anthologie deutscher Lyrik erschien, in der auch ein Gedicht von mir aufgenommen worden war, fand ich mich im bio-bibliographischen Anhang zu meinem Erstaunen als »Historiker« bezeichnet. Aber der bin ich nicht, wollte es auch nie sein, will aber gern einräumen, daß in meinem Leben und in meiner Arbeit die Geschichte einen wesentlichen Platz einnimmt.

Ich bin in einer Kleinstadt – Lemgo im einstigen Fürstentum Lippe – geboren (1933) und aufgewachsen, deren Bild geprägt wird von den Bauten der Weser-Renaissance und den reichbeschnitzten Fachwerkhäusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Diese so schöne Stadt mit ihren eindrucksvollen Zeugnissen einstigen Wohlstands war aber auch im 17. Jahrhundert eine Hochburg der Hexenverfolgung. Davon hörte ich schon als Schüler. Ich hatte das Glück, einen renommierten Heimatforscher als Lehrer zu haben, Karl Meier-Lemgo, der sich um die Erforschung der Lemgoer Hexenprozesse verdient gemacht hat und mich an seinen Kenntnissen teilhaben ließ.

Mit zehn Jahren – ich habe das in meinen Kindheitserinnerungen »Über dir Flügel gebreitet« (2007) erzählt – las ich ein Jugendbuch über die Erlebnisse eines preußischen Jungen in den Kriegsjahren 1806 bis 1813 und begann, mich für Napoleon zu interessieren. Fast gleichzeitig fand ich im Bücherbestand meiner älteren Schwester Bildbände über Barockarchitektur, Wasserburgen und alte Parks, die meine Phantasie beflügelten und mir Rückzugsorte schufen in den von Brutalität geprägten Kriegsjahren.

Ich erlebte Geschichte nicht so, als ginge man aus einem Raum namens »Gegenwart« in einen zweiten namens »Geschichte«,

beide Räume bildeten eine feste, ungeteilte Einheit. Die Erfahrung von Geschichte bildete einen Teil meiner Lebenserfahrung. Vielleicht macht es ein Bild deutlicher: Der Sand, der in einer Sanduhr von oben nach unten rieselt, bezeichnet abgelaufene Zeit. Drehe ich die Sanduhr um, so bezeichnet der im ersten Durchgang die Vergangenheit anzeigende Sand wieder ablaufende Gegenwart. Der Sand ist beides. Schon wenn unser Leben beginnt, verrinnt es und wird Geschichte.

Wenn ich in Gedichten und Prosastücken Motive aus der Geschichte aufnehme, so sind diese Motive auch immer zugleich Erfahrungen der Gegenwart und nicht von Patina überzogene Reliquien, die ich zwar bewundern kann, die mich aber letztlich nichts angehen. Ich habe Biographien über Menschen verfaßt, deren Lebenslauf und Lebensbewältigung mich gefesselt haben. Hätte dies meine Gegenwart und ihre Erfahrungen nicht berührt, dann wären diese Bücher nicht geschrieben worden.

Ich kann es auch mit einem Beispiel aus der Musik verdeutlichen. Zu den von mir geliebten und verehrten Komponisten gehört Dimitri Schostakowitsch, dessen 15 Streichquartette für mich zum Kostbarsten dieser Gattung zählen. Es ist unzweifelhaft Musik der Gegenwart. In diesen Quartetten verwendet er viermal die Form der Passacaglia, die uns auch aus den Werken Bachs und Telemanns bekannt ist, verwandt der Chaconne: über ein sich ständig wiederholendes Thema im Grundbaß baut sich eine Kette variierender Figuren in den Oberstimmen auf, sehr verkürzt gesagt. Auch Johannes Brahms hat diese schon zu seiner Zeit längst vergessene Form benutzt. Geschichte wird Gegenwart. In seinen 24 Präludien und Fugen op. 87 für Klavier von Schostakowitsch läßt sich der Komponist unüberhörbar von der Klaviermusik Bachs inspirieren, ohne

daraus eine »Musik im alten Stil« zu entwickeln. Bei Maurice Ravel gibt es ähnliche Phänomene, wahrscheinlich bei den meisten Komponisten.

»Wer nicht von dreitausend Jahren /Sich weiß Rechenschaft zu geben, /Bleib im Dunkeln unerfahren, /Mag von Tag zu Tage leben.« Goethes vielzitiertes Wort entstammt seinem Alterswerk, dem »West-östlichen Divan«, eine in die Gegenwart geführte poetische Auseinandersetzung mit persischer Lyrik des Mittelalters, in nichts historisierend, von bildkräftiger Frische der Sprache. Das Vermögen, sich von dreitausend Jahren »Rechenschaft« geben zu können, bedeutet nicht, den Menschen in ein lebendes Geschichts- und Zahlenwerk zu verwandeln. Er soll vielmehr die Abläufe kennen, die großen Zusammenhänge, und verstehen, in welchem Maße unser heutiges Leben von solchen Abläufen und Zusammenhängen im Zeitraum von drei Jahrtausenden bestimmt wird.

Ich fühle mich in der Epoche, in die ich 1933 hineingeboren wurde, heimisch und habe das nie schwierig gefunden. Vergangene Zeiten zu verklären heißt, sie nicht zu kennen. Das Märchen von der »guten alten Zeit«, von der Menschen schon vor Jahrhunderten geträumt haben, ist immer ein Märchen gewesen. Wer als alter Mensch am Ende seines Lebens auf die durchlebten Jahrzehnte zurückblicken kann, kann sich zwar an Dinge erinnern, die früher besser gewesen sein mögen, wird aber auch einräumen müssen, daß mindestens so viel weitaus Schlechteres im Gedächtnis zurückgeblieben ist.

Aufgewachsen bin ich in einem Haus, das meine Eltern sich 1931/32 im Bauhaus-Stil errichten ließen, übrigens das einzige Gebäude dieses Stils in Lemgo, heute unter Denkmalschutz. Und dieser große weiße Kubus mit Flachdach befindet sich am Rand einer ziemlich gut erhaltenen Altstadt mit kostbaren



Zeugnissen historischer Architektur. Weder als Kind noch als Erwachsener habe ich das je als Gegensatz empfunden, vielleicht erklärt das sogar mein Unvermögen, Geschichte und Gegenwart säuberlich voneinander zu trennen.

Damit ist eigentlich schon alles gesagt. Doch nein, von einem muß ich noch sprechen, von einem Dichter, der vor zweitausend Jahren gelebt und dessen Werk mich geprägt hat wie das keines anderen: Vergil.

Mit 16 Jahren (also 1949) habe ich die gerade erschienenen deutschen Übersetzungen seiner »Bucolica« und »Georgica« (übersetzt von Johannes Götte in der Tusculum-Bücherei) erstmals gelesen und wußte sofort: Das ist mein Dichter! Mit 16 Jahren ist man in der Kenntnis der lateinischen Sprache noch nicht so weit, Vergil im Original zu lesen, das kam später in eigener Arbeit und Aneignung; im Lateinunterricht unserer Schule gab es ein Jahr vor dem Abitur nur Horaz und Ovid (auch sie von mir bewunderte Dichter), aber der Lehrer konnte mit Vergil nichts anfangen, so habe ich ihn mir denn allein angeeignet. Was mich schon damals beeindruckte: Die Schönheit seiner Sprache, die Musikalität seines Lateins, die kein anderer Dichter in dieser Klangfülle erreicht hat. Darum lese ich Vergil auch immer laut. Sodann beeindruckte mich besonders die tiefe Menschlichkeit, die aus seinen Versen spricht, und die Liebe zum Tier, in der Antike eher ungewöhnlich. Er ist ein Dichter des Friedens und des Maßes, sein ganzes Denken und Empfinden gründet auf einer tiefen Religiosität, wie sie dem Römertum eigen ist. Wichtiger Teil dieser Religiosität ist der vor allem in der »Aeneis« ausgesprochene Glaube an das Fatum, wonach jedem Menschenleben ein göttlicher Lebensplan zugrundeliegt, ein vorgegebener Schicksalsentwurf, den der Mensch nach seinem Charakter ausfüllen muß, was nicht

bedeutet, eine willenlose Marionette zu sein. Goethe hat diesen Gedanken von dem »Gesetz wonach du angetreten« in seinen »Urworte. Orphisch« formuliert. Und diesem Fatum bin ich in meinem eigenen Leben gefolgt.

Ich sprach eingangs von der musikalischen Form der Passacaglia oder Chaconne. Es hat mir gefallen, die dieser Form zugrundeliegende Figur eines sich immer wiederholenden Basses, als Grundthema meines Lebensentwurfs zu denken, über dem sich in freier Gestaltung die Oberstimmen in abwechslungsreicher und selbständiger Variation bewegen. Ich bin mit Musik großgeworden. Jetzt, im hohen Alter, bedeutet sie mir weitaus mehr als die Literatur. In Deutschland muß Musik in ihrer anspruchsvollen Form stets schwer und dunkel grundiert sein, Ausbund von Tiefsinn und Welträtsel. Unter der H-Moll-Messe tut's der Deutsche nicht. Daher hat es leichte, spielerische, anmutige, ja zärtliche Musik bei uns es immer schwer gehabt, stehen Georg Philipp Telemann und sein geistiger Zwillingsbruder Joseph Haydn im Ruf der Unseriosität, hätte ein Maurice Ravel nie die Chance gehabt, sich in Deutschland entwickeln zu können, das ging nur in Frankreich. Im Alter sind mir diese drei Komponisten zu den Meistgehörten geworden, und manchmal habe ich sogar in Vers und Prosa versucht, es diesen Vorbildern nachzutun; ob mit Glück, muß der Leser entscheiden. Denn Sprache vermag nicht annähernd das zu erreichen, was der Musik gelingt, ja ihr von selber zufällt. Wie so oft weiß auch hier Goethe das Richtige: »Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt.«

Zu den Gedichten in diesem Buch mag ich nichts sagen, Selbstinterpretation liegt mir nicht. Ich bin anfangs sehr stark beeinflusst worden vom Umgang mit antiken Metren. So habe ich mich in sapphischen, alkäischen, asklepiadeischen, ja sogar archilochischen Oden versucht; später kamen auch einmal Terzinen dazu. Dann ging ich zu freien Formen über und verzichtete ganz auf den Reim. Ich habe immer wieder die Stilmittel gewechselt, und als ich in meinem Band »Das schöne Kolorit der Welt« (2000) Motive aus dem Spätmittelalter versammelte, habe ich – nur dieses eine Mal – auf Groß- und Kleinschreibung und Interpunktion ganz verzichtet. Daß sich in den Gestalten dieses Bandes autobiographische Züge ausmachen lassen, will ich nicht bestreiten. Die letzten Gedichte habe ich vor anderthalb Jahren geschrieben, ob das auch im anderen Sinn meine »letzten« gewesen sind, weiß ich nicht. Denn derzeit beschäftigt mich ein Buch, mit dem ich mich verabschieden möchte. Es handelt sich um einen umfangreichen Essay über Vergil aus meiner ganz persönlichen Sicht und Lese- wie Lebenserfahrung. Dieses Buch als Abschluß meiner Lebensarbeit zu schreiben, habe ich mir schon 1963 vorgenommen, als ich mein op. 1, den Gedichtband »Einhornjagd« veröffentlichte. Nach über einem halben Jahrhundert löse ich dieses Versprechen ein. Wenn es mir gewährt ist, soll dieses Buch 2015 abgeschlossen sein. Und dann hoffe ich noch auf einige Gedichte.

Ich habe hier nicht über Stationen meines Lebens gesprochen, weil sie mir nicht eben viel bedeuten, denn für mich zählt nur das Werk. Es gibt einige Biographien von mir, die meisten sind vergriffen, und sie bezeichnen meinen geistigen Umgang: E.T.A. Hoffmann, Matthias Claudius, Barthold Hinrich Brockes, Georg Philipp Telemann, Caroline Schlegel-Schelling, Christi-

ane Vulpius, Hermann Fürst Pückler. Mehrere Bücher über das Zeitalter Napoleons schließen sich an. Aber die Gedichte bildeten stets das Zentrum meiner Arbeit. Von meinem Leben fand ich nur die Kindheit, die zwölf Jahre von 1933 bis 1945, erzählenswert. Unter dem Titel »Über dir Flügel gebreitet« ist das Buch 2007 erschienen, es ist mir von allen das liebste, die Gedichte ausgenommen.

Über meinem Leben stehen gleichsam zwei Motti, ein geistliches und ein weltliches. Das geistliche Motto (eines dezidierten Nichtchristen) findet sich in der Bibel: »Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen.« Wem das vielleicht zu fromm ist, weil er es nicht versteht, der nehme das weltliche Motto. Geschrieben hat es Franz Grillparzer:

Will meine Zeit mich bestreiten,  
Ich laß es ruhig geschehen.  
Ich komme aus anderen Zeiten  
Und hoffe, in andre zu gehen.

*Eckart Kleßmann*

## Vita und Publikationen

- 17.3.1933 in Lemgo (Lippe) geboren  
1939-1945 Volksschule Lemgo  
1943-1953 Engelbert-Kaempfer-Gymnasium in Lemgo  
(Abitur)  
1953-1956 Studium der Kunstgeschichte in Tübingen,  
München und Göttingen (ohne Abschluß)  
1956-1958 Ausbildung zum Sortimentsbuchhändler  
in Stuttgart. Buchhandelsgehilfenprüfung  
1958-1960 Ausbildung zum Verlagsbuchhändler in  
Stuttgart  
1960-1961 Redakteur der Wochenzeitung »Christ  
und Welt« in Stuttgart  
1961-1963 Lektor und Prokurist im Verlag Marion  
von Schröder in Hamburg  
1964-1970 Redakteur der »Welt der Literatur«  
(Literaturbeilage der Tageszeitung »Die  
Welt«) in Hamburg  
1970-1976 Redakteur der Wochenzeitung »Die Zeit« in  
Hamburg  
1977 Beginn der Tätigkeit als selbständiger  
Schriftsteller  
1989-1994 Wohnsitz in Niendorf a.d. Stecknitz  
(Schleswig-Holstein)  
1995 Umzug nach Bengerstorf (Mecklenburg).

## Ehrungen und Mitgliedschaften

Mitglied der Freien Akademie der Künste in Hamburg  
Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur  
in Mainz

- 1989 Hamburger Literaturpreis der Irmgard-Heilmann-Stiftung
- 1992 Ehrengast der Villa Massimo in Rom
- 1995 Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung in Weimar
- 1998 Lion-Feuchtwanger-Preis der Berliner Akademie der Künste

## Veröffentlichungen

- 1963 Einhornjagd. Gedichte
- 1964 Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten
- 1965 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten
- 1966 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten
- 1969 Die Welt der Romantik
- 1972 Prinz Louis Ferdinand von Preußen 1772-1806. Gestalt einer Zeitenwende
- 1974 Undines Schatten. Gedichte
- 1975 Seestücke. Gedichte
- 1975 Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling 1763-1809
- 1978 Unter unseren Füßen. Neue archäologische Funde in Deutschland
- 1978 Auf Goethes Spuren
- 1979 Die deutsche Romantik

- 1980 Telemann in Hamburg 1721-1767  
 1980 Botschaften für Viviane. Gedichte  
 1981 Geschichte der Stadt Hamburg  
 1988 E.T.A. Hoffmann oder Die Tiefe zwischen Stern und Erde. Eine Biographie  
 1988 Napoleon – Lebensbilder  
 1990 Die Mendelssohns. Bilder aus einer deutschen Familie  
 1992 Christiane. Goethes Geliebte und Gefährtin  
 1993 Fünf Winter später. Gedichte  
 1994 Die Versteigerung der Sibylle. Ein Capriccio  
 1995 Der Dinge wunderbarer Lauf. Die Lebensgeschichte des Matthias Claudius. 2. Aufl. 2010  
 1995 Hamburg. Texte zu einem Bildband von Wolfgang Kunz  
 1995 Der Blumenfreund Georg Philipp Telemann  
 1998 M.M. Warburg & CO 1798-1998. Die Geschichte des Bankhauses  
 1998 Fürst Pückler und Machbuba (2. Aufl. 2014)  
 1998 Ein Fest der Sinne. Casanova und sein Zeitalter  
 2000 Das schöne Kolorit der Welt. Gedichte  
 2000 Napoleon. Ein Charakterbild  
 2003 Bildnisse. Gestalten aus drei Jahrhunderten  
 2003 Barthold Hinrich Brockes  
 2004 Georg Philipp Telemann  
 2007 Napoleon und die Deutschen  
 2007 Über die Flügel gebreitet. Eine Kindheit 1933-1945  
 2008 Universitätsmamsellen. Fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik

- 2010 Goethe und seine lieben Deutschen. Ansichten einer schwierigen Beziehung
- 2010 Abschiede, wolkenleicht. Gedichte
- 2011 Beständig wie Schnee. Gedichte
- 2013 Still leben. Gedichte

### Herausgaben

- 1982 Das Hamburger Weihnachtsbuch
- 1991 Hamburg. Ein Städte-Lesebuch
- 1991 Unter Napoleons Fahnen. Erinnerungen lippischer Soldaten aus den Feldzügen 1809-1814
- 1991 Die vier Jahreszeiten. Anthologie
- 1991 Lyrische Portraits. Anthologie
- 1992 Über Bach. Anthologie
- 1994 Goethe aus der Nähe
- 1996 Über Musik. Anthologie
- 1997 Casanova-Geschichten
- 2000 Die Wahrheit umkreisen. Zu den Romanen von Erwin Wickert
- 2002 Casanova. Die Lust des Lebens und der Liebe. Gedanken über die Lebenskunst
- 2003 Laß doch dein Dichten. Einhundert Vierzeiler
- 2007 Das Hamburger Weihnachtsbuch. Neue Fassung
- 2013 Berend Goos: Ein Leben in Hamburg. Erinnerungen.